

Heike Derwanz

Jugend zur Wendezeit

Sechs ostdeutsche Lebensläufe

KWD20
Kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien

Heike Derwanz

Jugend zur Wendezeit

Sechs ostdeutsche Lebensläufe

KWD20
Kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien

KWD 20 (Kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien)

Herausgegeben von Wolfgang Emmerich und Heinz-Peter Preußner
Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien
Universität Bremen (FB 10)

Februar 2008

Fortsetzung der grauen Reihe: Materialien und Ergebnisse aus
Forschungsprojekten des Instituts, Heft 1 - 19, 1991 - 2006

ISSN 1865-9772

Copyright: © bei der Autorin

Redaktion: Ramona Katrin Buchholz, Wolfgang Emmerich,
Matthias Wilde

Druck: Universitätsdruckerei Bremen 2008

Vertrieb: Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien
Ifkud

Universität Bremen, FB 10

Postfach 33 04 40

28334 Bremen / Deutschland

Tel. 0421 218-2559

Fax 0421 218-4961

E-Mail: ifkud@uni-bremen.de

Internet: www.deutschlandstudien.uni-bremen.de

Abstract

Sechs junge Deutsche wurden gebeten, von ihren Erlebnissen als Jugendliche zur Zeit der „Wende“ in Ostdeutschland zu erzählen. Welchen Einfluss hatte „die Wende“ auf ihr Leben? Welche Bedeutung wird ihr heute noch zugeschrieben? Und wie unterscheiden sich die Lebensgeschichten derjenigen, die gleich 1990 in den Westen gegangen sind, von denjenigen, die in ihrer Heimat blieben?

Im Gegensatz zu Strukturen, Werten und festen Ereignisabläufen der Kindheit in der DDR sind erstaunlich wenige Erinnerungen an die wohl aufregendste Zeit ihres Lebens 1989 und 1990 geblieben. Mithilfe der Abfolge der großen geschichtlichen Ereignisse gehen 15 Jahre danach junge Erwachsene zurück in ihre Jugend und erklären in narrativen Interviews, welche Entscheidungen und Vorstellungen bis heute ihr Leben prägen. Die Verortung in einer ostdeutschen, gemischt ost-westdeutschen oder gar europäischen Identität hängt bei den Befragten davon ab, ob sie sich aktiv in den Westen bewegt haben oder der Westen in den neuen Bundesländern zu ihnen kam. Gemeinsam ist, wie wenig sie die neuen Freiheiten genossen haben, zu reisen oder eine Firma aufzubauen, und wie stark hingegen die Beschäftigung mit dem Konstrukt Heimat ist.

Die sechs ostdeutschen Lebensläufe zeigen aber vor allem die Möglichkeit durch qualitativ-empirische Forschung die Verschiedenheit von Erfahrungen und Perspektiven der gemeinsam erlebten Geschichte sichtbar werden zu lassen.

Inhalt

Einleitung	9
1 Sechs kleine Erinnerungsgemeinschaften	11
1.1 Der Weg zum Text	11
1.2 Wer sind Steffi, Mandy, Bettina, Enrico, Anja und Tobias?	13
2 Erinnerung und Jugendzeit	19
2.1 Erinnern und Erzählen	19
2.2 Jugend und Identität	23
3 Sechs Varianten einer Wende	29
3.1 Kindheit und Jugend in der DDR	29
3.2 Die Wende	37
3.3 Die neuen Bundesländer	54
4 Wessi, Ossi oder Wossi	61
4.1 Festgehaltene oder verlorene Heimat	61
4.2 Ostdeutsch	66
4.3 Westdeutsch	71
4.4 Wossi-Deutsche?	78
5 Sechs Konstruktionen gemeinsamer Erinnerung	83
6 Was bleibt?	87
7 Anhang	91
7.1 Transkriptionsschlüssel	91
7.2 Einzelfallanalyse	91
8 Literatur	93

„Und zwar ist es ja so, wenn du als Kind ..., wenn du geboren wirst, dann hast du erst 'ne ganz kleine Grenze. Und zwar deine Grenze geht von hier bis zu deiner Mutter. Und größer ist die Welt nicht mehr. Und je größer du wirst, desto größer wird die Welt. Und bei mir ist die Grenze genau gefallen, als die Welt größer werden konnte, als die DDR groß war.“
(Mandy, S. 14 f.)

Einleitung

Mandy holte mich vom Bahnhof ab. In ihrer Küche erzählte sie mir dann ohne Unterbrechung ihre Geschichte von Gruftis und der Stasi, der Textilfabrik, dem Spezialitätenrestaurant, der Bundeswehr, der Drückerkolonne und der Techno-Szene. Und die Wende, wie war das damals? – das brauchte ich sie nicht zu fragen, denn der rote Faden ihrer Erzählung war die Wende selbst.

Mandy ist eine von sechs jungen Deutschen, die ich nach ihrer Jugend zur Zeit der Wende befragt habe. Bücher zu diesem Thema füllen mittlerweile Regalwände, doch wie wichtig erscheint die Wende den Ostdeutschen selbst nach 15 Jahren? Welche Bedeutung sprechen 30-jährige Ostdeutsche der Wende heute noch für ihr Leben zu? Als junge Erwachsene konnten sie sofort alle neuen Möglichkeiten wahrnehmen. Für meine Interviews wählte ich zur Hälfte junge Ostdeutsche, die gleich 1990 in die alten Bundesländer gezogen waren und solche, die noch immer in ihrer Heimat leben. Der Vergleich von ostdeutschen und gleichaltrigen Übersiedlern wurde wissenschaftlich nur selten bearbeitet. Zu nennen ist Ralf Vollbrechts Studie Ost-westdeutsche Widersprüche von 1993 und eine eher statistische Langzeitstudie von Peter Förster zum Mentalitätswandel. Eine Untersuchung über den Identitätsfindungsprozess einer älteren Generation nach der Wende hat Maria Carolina Agoff 2002 vorgelegt. Die Kombination einer Erzählung über die Wende und über eine zurückliegende Lebensphase, wie die Jugend, stand noch aus.

Die Bearbeitung der Fragestellung erfolgte im Fach Europäische Ethnologie in Form ethnografischer Interviews. Hervorzuheben ist,

dass ein Zugang zum Feld gewählt wurde, der, offen und prozessorientiert, zunächst ohne Hypothesen auskommt und auf kein konkretes Ziel hinarbeitet. In der Interaktion mit der Forscherin stellten sich viele der sechs Ostdeutschen zum ersten Mal der Erinnerungsarbeit. Dabei entstanden sechs Erinnerungsgemeinschaften, die ungewollt ganze Lebensgeschichten oder, wie Anne Honer es nennt, „Selbst-Darstellungs-Daten“ (Honer 2003) hervorgebracht haben. Die Forscherin ist aktiv an der Entwicklung dieser Lebensgeschichten beteiligt.

Das Besondere der Arbeit liegt dann in dem ebenfalls ethnologischen Umgang mit den gewonnenen Texten. Denn beschreibend will sie ein Spektrum an Erinnerungen und Konstruktionen und, über die Kapitel hinweg, Zusammenhänge aufzeigen. Deshalb wurden diejenigen Themenschwerpunkte bearbeitet, die in den Interviewtexten wie eine innere Struktur sichtbar wurden. Aus 120 Seiten Transkription voller spannender Lebens- und Wendegeschichten hoben sich Erinnerungen, Erfahrungen und Konstruktionen heraus, die im Rahmen dieser Arbeit nicht einzeln ausgewertet, sondern ethnografisch erfasst werden.

Im ersten Teil stelle ich zunächst meine Vorgehensweise und Auswahl der Gesprächspartner dar. Danach werden zwei Grundpfeiler der entstandenen Erzählungen betrachtet. Der eine ist der Weg über die Erinnerung zum Erzähltext, der andere derjenige, der die damalige Lebensphase der Jugend selbst zum Thema hat. Im dritten Teil habe ich die erzählten Erfahrungen in ihren verschiedenen Versionen zusammengestellt und versucht, sie zeitlich und kontextuell zu ordnen. Im letzten Kapitel wird beschrieben, wie und wo sich meine Interviewpartner heute selbst einordnen und welche Bilder von Ost und West sich bei ihnen nach 1989 ausgebildet haben.

Die subjektiven Erzählungen sollen in den folgenden Kapiteln selbst die Deutungshoheit über die Wende zurückerobern. Um Zusammenhänge aufzuzeigen, werden begleitend vor allem Christiane Lemkes (1991) Die Ursachen des Umbruchs, Lothar Fritzes (1997) Die Gegenwart des Vergangenen, Ralf Vollbrechts (1993) Ost-Westdeutsche Widersprüche und Peter Alheits (2004) Die zögernde Ankunft im Westen als Literatur herangezogen.

1 Sechs kleine Erinnerungsgemeinschaften

1.1 Der Weg zum Text

Das Forschungsdesign basiert im Wesentlichen auf ethnografisch-biografischen Interviews. Zur Entscheidung für dieses Vorgehen bemerkt Ralph Vollbrecht: „Nicht das Ereignis selbst ist also das Entscheidende, sondern die jeweilige Biographie, auf die es auftrifft“ (Vollbrecht 1993, S. 27).

Aus praktischen Erwägungen habe ich mich für eine Mischform aus narrativ-biografischen Interview und Leitfadeninterview entschieden.¹ Der Leitfaden beginnt mit einer Selbstbeschreibung des Befragten, zunächst einmal über seine Kindheit. Im nächsten Teilbereich werden die Ereignisse des Herbstes 1989 besprochen und daran anschließend die folgenden Veränderungen. Eine zweite Reflexion erläutert die heutige Sicht auf die DDR und daran anknüpfend die eigene Verortung der Identität des Interviewten als Ostdeutscher.

Nach dem Lesen verschiedener Beschreibungen zur Interviewführung bin ich davon ausgegangen, dass meine Gesprächspartner auf ein Stichwort anfangen zu erzählen. In der Transkription jedoch erkennt man, dass ich unverhofft viel nachfragen und selbst viele Beispiele ein-

¹ „Biographisch-narrative Interviews nach den Regeln der Kunst kommen dann z. B. ‚im Feld‘ selten zum Einsatz [...]“, und weiter heißt es: „Kennzeichnend für ethnographische Forschung ist deshalb der flexible Einsatz unterschiedlicher methodischer Zugänge entsprechend der jeweiligen Situation und des [recte: dem] jeweiligen Gegenstand[s] – wobei nicht nur der Einsatz der Verfahren der Situation angepasst wird, sondern unter Umständen auch die Verfahren selbst“ (Lüders 2003, S. 393).

bringen musste, um den Redefluss zu halten. Albrecht Lehmann bemerkt zu diesem Problem: „Deshalb gehörte es zu den methodischen Prinzipien, bei passender Gelegenheit spontan eigene Erfahrungen zu schildern. Es ist nämlich im Alltag eine wichtige Regel des Gesprächs, daß die Beziehungen zwischen Sprecher und Hörer in inhaltlicher und sozialer Hinsicht auf Reziprozität angelegt bleiben“ (Lehmann 1983, S. 56).

Die Transkription wurde direkt nach dem Interview mit einer mittelstarken Transkriptionsgenauigkeit durchgeführt (vgl. Kowal/O’Connell 2003, S. 444)². Zwecks Anonymisierung habe ich andere Personennamen gewählt und die Namen kleiner Orte abgekürzt. Neben der eigentlichen Transkription wurden Interviewprotokolle und Stichwortregister angelegt. Damit war die erste Phase, die Erstellung des Datenmaterials, abgeschlossen.

Analog den Interviews wurden auch Analyse und Interpretation in einer Mischtechnik durchgeführt. Wie für die Bearbeitung narrativ-biografischer Befragungen typisch, erstellte ich zunächst Kurzbiografien und tabellarische Lebensläufe (vgl. Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2003, S. 456-468). Weitere Analyseelemente wie Kategorienbildung und Einzelfallanalyse des Leitfadenterviews³ ermöglichten es, die Geschichten in Kapiteln zusammenzubringen (vgl. Schmidt 2003, S. 447-456).

Alle Interviewten wussten vorher, dass ich ebenfalls in der DDR geboren war. Wir bildeten in den Gesprächen eine Erinnerungsgemeinschaft, die uns die Gelegenheit eröffnete, auch über Gefühle z. B. gegenüber Westdeutschen zu sprechen.

Mein eigener soziologischer und historischer Hintergrund als ehemalige DDR-Bürgerin spielt für die Arbeit eine gewichtige Rolle. Denn „Vergangenheitsbewältigung ist von Interpretationen abhängig. Deshalb ist es nicht gleichgültig, wer «die» Vergangenheit «bewältigt». Individuelles Vorwissen, persönliche Überzeugungen und Wertvorstel-

2 Transkriptionsschlüssel, siehe Anhang, S. 81.

3 Siehe Anhang, S. 82: Einzelfallanalyse.

lungen, Interessen und Zwecksetzungen gehen unausweichlich in die Interpretationsbemühungen ein und beeinflussen das Ergebnis“ (Fritze 1997, S. 66).

1.2 Wer sind Steffi, Mandy, Bettina, Enrico, Anja und Tobias?

Die praktische Auswahl der Interviewten erfolgte über das Schneeballsystem. Ich hatte dabei meist einige Grundinformationen zur Person. Die verschiedenen Teilnehmer selbst stehen in keinem Zusammenhang miteinander. Sie sind als eine nicht repräsentative Stichprobe der Altersgruppe anzusehen.

Die Befragten waren zur Zeit der Wende Jugendliche, wie es meine Fragestellung verlangte. Sie hatten erste eigene Entscheidungen getroffen und waren auf dem Weg, sich von ihrem Elternhaus zu lösen. Die Debatte um Jana Hensels Buch *Zonenkinder* (2002) weist darauf hin, dass eine Altersdifferenz von nur wenigen Jahren einen prägnanten Perspektivwechsel zur Folge haben kann.⁴ Deshalb wählte ich noch eine ältere Person (Steffi, Jahrgang 1970) zum Vergleich mit den Jahrgängen 1972-1975 aus.

Ich möchte bei dieser Altersgruppe (1972-1975) nicht von einer Generation im Sinne Karl Mannheims, sondern von einer Geburtskohorte sprechen.⁵ Zwar liegt die Partizipation an dem Ereignis Wende vor, ein Aktionscharakter der Jahrgänge ist aber nicht erkennbar (vgl. Bude 2003, S. 189).

Nach der Festlegung der Altersgruppe habe ich mich für weitere drei Koordinaten entschieden. Es war mir wichtig, dass die eine Hälfte meiner Gesprächspartner im Osten und die andere im Westen lebt. Die

⁴ „Rostocker oder Erfurter, die 1989 nur wenige Jahre älter waren als die Autorin [Jana Hensel, geboren 1976; Anm. H. D.], haben in der Wende stärker einen politischen Wandel gesehen und die DDR nicht nur als Heimat, sondern als restriktives System; sie tragen die Erinnerung an einen repressiven und einengenden Staat in das vereinigte Deutschland“ (Kraushaar 2004, S. 9). Das Zitat stammt von Tom Kraushaar, dem Herausgeber des Sammelbandes *Die Zonenkinder und Wir. Die Geschichte eines Phänomens*.

⁵ Kohorte: Jahrgangsguppe. Vgl. Bude 2003: 188.

übersiedelten Personen sollten seit mindestens zehn Jahren in den alten Bundesländern wohnen. Um unterschiedliche Bildungsniveaus, Lebensstile und damit Sichtweisen aufnehmen zu können, sollten die Parameter Berufsausbildung und Geschlecht ebenfalls ausgeglichen vorhanden sein.

Die folgenden Kurzbiografien sollen dem Leser als Orientierung dienen. Die Passagen sind nach Geburtsjahr geordnet und enthalten ausschließlich Daten aus den Interviews.

Steffi: „Was will ich eigentlich?“

Steffi wird 1970 in Görlitz geboren. Sie hat zwei ältere Brüder. Ihr Vater ist Maurer, arbeitet später aber als Bauleiter. Die Mutter arbeitet als Sekretärin bei der Evangelischen Kirche. Steffi nutzt als Kind und Jugendliche hier viele Angebote und lässt sich auf eigenen Wunsch konfirmieren.

In der Schule wird sie aufgrund ihres Notendurchschnitts nicht für das Abitur zugelassen. Mehr oder minder durch Zufall lernt sie dann einen medizinischen Beruf, den sie bis zu ihrem Umzug in die alten Bundesländer ausübt.

Ab 1990 arbeitet sie in Bremen als Zahnarzthelferin. Schon nach wenigen Monaten gefällt ihr diese Tätigkeit jedoch nicht mehr. Nun möchte sie das Abitur nachmachen. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, beginnt sie als Seiteneinsteigerin in einem Unternehmen und bekommt dort ein Angebot für eine Ausbildung. Nach der dreijährigen Ausbildung wird ihr ein firmeninternes Betriebswirtschaftsstudium angeboten. Nebenbei arbeitet sie nun als Dozentin für Betriebswirtschaft an einer Wirtschafts- und Handelsakademie. Nachdem sie das Abitur aufgrund ihrer Qualifikationen zuerkannt bekam, beginnt sie ein Universitätsstudium der Soziologie und Pflegewissenschaft. Ihr Studium geht 2005 dem Ende entgegen.

Steffi lebt mit ihrem Partner zusammen und denkt über Kinder nach. Sie weiß nur nicht, wie sie dies mit ihrem jetzigen Leben vereinbaren soll und welches zukünftige Berufsziel sie anstrebt.

Mandy: „Ich hab grad so die Kurve gekriegt“

Mandy wird 1972 in Bad Salzungen geboren. Nach der Scheidung der Eltern zieht die Mutter mit ihren zwei Töchtern von einem Thüringer Dorf in eine Neubausiedlung in die Stadt.

Mit ca. 14 Jahren beginnt sie sich über Musik mit der Jugendbewegung der Gruftis und Punks zu beschäftigen und sich darüber ein neues soziales Leben aufzubauen. Trotz ihrer guten schulischen Leistungen wird sie aus Mangel an sozialistischer Persönlichkeit⁶ nicht zum Abitur zugelassen. Vorher bietet ihr die Staatssicherheit eine Zusammenarbeit an, die Mandy ablehnt. Damit steht ihr nur noch der Weg in eine Lehre offen.

Mandy beginnt 1988 eine Ausbildung als Facharbeiterin für Textiltechnik und fängt im Sommer 1989 an, im Dreischichtsystem in der Fabrik zu arbeiten. Noch zur Zeit der Wende sucht die Mutter für sie eine neue Lehrstelle im Westen. So zieht sie 1990 nach Bayern. Dort beginnt sie eine Ausbildung, fühlt sich jedoch ausgenutzt und kündigt. Sie macht ihr Fachabitur und arbeitet nebenbei für ihren Lebensunterhalt.

Bei der Bundeswehr schließt sie eine Ausbildung zur Beamtin ab. Aufgrund ihres exzessiven Lebensstils, geprägt durch Drogen und die Technoszene der 90er Jahre, wird sie jedoch nicht übernommen und bleibt ein Jahr arbeitslos.

Deshalb folgt sie ihrer Tante in eine Drückerkolonie auf die Insel Teneriffa. Dies führt zu einer Wende in ihrem Leben. Sie geht zurück nach Deutschland und nimmt eine Arbeit mit Suchtkranken an. Vermutlich in dieser Zeit findet Mandy zur christlichen Religion. Sie ist heute sehr stark gläubig. Mandy arbeitet als Beamtin in Essen, wo sie sich zum ersten Mal seit ihrer Übersiedlung wieder heimisch fühlt.

6 „Die politische Erziehung erfolgte gemäß dem Leitbild der sozialistischen Persönlichkeit. Gesellschaftliche Ziele und subjektive ‚Wertorientierungen‘ und ‚Einstellungen‘ im Prozeß der politisch-ideologischen Erziehung so in Einklang gebracht werden, dass sie ein optimales Funktionieren des Herrschaftssystems garantieren.“ (Lemke 1991, S. 77)

Bettina: „Eigentlich sehr ausgeglichen“

Bettina wird 1973 in Rostock geboren und hat eine ältere Schwester. Heute lebt sie mit ihrem Freund und der gemeinsamen vierjährigen Tochter im Haus ihrer Eltern. In diesem Haus in einer Kleinstadt hat sie schon immer gewohnt.

Als Kind ging sie verschiedenen Freizeitbeschäftigungen, wie Klavierunterricht, Blasorchester und Sport, nach. Damit hörte sie dann in der Pubertät auf. Sie ist sehr familienzentriert aufgewachsen. Ihre Kindheitserzählungen handeln fast nie von Freunden, sondern von langen Familienurlaube in Ungarn oder Rumänien.

Nach der Schule 1990 beginnt sie eine Ausbildung als Friseurin. Dort macht sie auch eine Weiterbildung zur Visagistin, die sie später jedoch nicht mehr anwenden kann. Nachdem sie für ein Jahr in eine andere Firma gewechselt ist, arbeitet sie bis heute in ihrem Ausbildungsbetrieb. Im Jahr 2001 wird ihre Tochter geboren. Sie kann sich nicht vorstellen, woanders zu wohnen. Diese Frage hat sich für sie aber auch noch nicht gestellt.

Enrico: „Spanien in Mecklenburg: Man hat die Ostsee“

Enrico wird 1974 in Rostock geboren. Er hat einen 13 Jahre jüngeren Bruder. Seine Eltern sind Facharbeiter und verhielten sich dem DDR-Regime gegenüber kritisch.

Enricos Kindheit ist vor allem von seinen sportlichen Aktivitäten bestimmt. Sein Lieblingshobby ist noch immer Fußball. Sein großer Traum war eine Fußballerkarriere, die er nur knapp verpasst. Seine prägendsten Kindheitserlebnisse sind die Fahrten ins Ferienlager und seine Freundschaften.

Am Ende der Schulzeit weiß er immer noch nicht, was er werden will und beginnt so durch die Vermittlung seiner Mutter 1991 eine Lehre als Heizungs- und Lüftungsmonteur. Während seiner Lehrzeit (bis Februar 1995) profitiert er vom starken Bauboom in den neuen Ländern. Nach seinem Wehrdienst wird er sofort in seiner alten Firma

übernommen, wo er heute noch arbeitet.

Er heiratet eine alte Schulfreundin, hat zwei Kinder und lebt mit seiner Familie in einem selbst geplanten und gebauten Haus in der Nähe seiner Heimatstadt.

Anja: „Ich würde mich auch nicht nehmen“

Anja wird 1974 in Rostock geboren. Sie wächst in einem großen Neubaugebiet auf und lebt mit ihrem sechsjährigen Sohn immer noch dort. Ihre Eltern sind Ingenieure, die nach der Wende schnell arbeitslos wurden. Sie helfen ihr bei der Betreuung ihres Sohnes.

Anja zeichnet neben der Schule und ist als Tierpflegerin im Zoo aktiv. Diese Tätigkeiten prägen bis heute ihr Selbstverständnis und bestimmen auch ihren Berufswunsch. Sie dachte nie daran, für das Abitur gut genug zu sein.

Nachdem sie sich für ein Grafikdesignstudium an einer nahen Fachhochschule entscheidet, muss sie nach damaligen Vorschriften eine Berufsausbildung vorweisen. Diese absolviert Anja im Betrieb ihres Vaters als Bauzeichnerin. Obwohl sie eigentlich Grafikdesign studieren wollte, beginnt sie dann aus ökonomischen Erwägungen (Bauboom) ein Innenarchitekturstudium. Während des Studiums wird ihr Sohn geboren, den sie allein erzieht.

Nach dem Studium versucht sie sich selbstständig zu machen, doch sowohl diese, als auch weitere Anstellungen scheitern. Sie bezieht dies auf die wirtschaftliche Situation in Mecklenburg/Vorpommern. Nach längerer Arbeitslosigkeit hat sie nun einen Job in einem Baumarkt angenommen, der nicht ihrer Qualifikation entspricht und ihr nicht gefällt.

Tobias: „Wie man sich um uns gekümmert hat“

Tobias wurde 1975 in Stendal geboren. Er ist Einzelkind, seine Eltern arbeiten in einem Betrieb als Techniker.

Aufgewachsen ist Tobias in einer Hochhaussiedlung in einer Klein-

stadt. Dieses Umfeld stellt bis heute sein Ideal dar, da er hier optimal sozial integriert war. Jeder kennt jeden. Vor allem Freunde und die gut organisierte Freizeitgestaltung strukturierten seinen Alltag.

1989 geraten seine Eltern in eine schwere Ehekrise, worauf der Vater im Januar 1990 beschließt, in den Westen zu gehen. Tobias begleitet ihn, die Mutter zieht den beiden nach einigen Monaten hinterher.

Tobias und sein Vater melden sich zunächst in Hannover und werden von dort in ein Auffanglager in ein niedersächsisches Dorf gebracht. Als der Vater dort Arbeit findet, bleibt die Familie im Ort. Tobias muss sich in das neue Schulsystem einfinden und wechselt nach wenigen Tagen von der Haupt- auf die Realschule, später auf ein Gymnasium. Seit er in Niedersachsen lebt, jobbt er neben der Schule, da die finanzielle Situation der Familie sehr angespannt ist. Er besteht das Abitur und beginnt danach, wie schon zu DDR-Zeiten geplant, eine Lehre als Elektroinstallateur. Nachdem er ein Jahr in diesem Beruf als Geselle gearbeitet hat, fängt er ein Lehramtsstudium an. Im Frühjahr 2005 macht er das 1. Staatsexamen. Er lebt mit seiner Partnerin zusammen auf dem Land.

2 Erinnerung und Jugendzeit

In diesem Kapitel werden zunächst „Erinnern“ und „Erzählen“ als Bedingungen der Interviews thematisiert. Die Jugendzeit als Phase der Identitätsstiftung und Sozialisation wird dann beschrieben, um auch diesen Hintergrund der Erzähltexte transparent zu machen.

2.1 Erinnern und Erzählen

Der Inhalt der Erzählungen liegt schon 15 Jahre zurück. Die Interviewten berichten also nicht über ihre aktuelle Situation, sondern über eine abgeschlossene Lebensphase. Sie haben die Entwicklung von Kindern zu Erwachsenen zur Zeit der späten DDR, der Wende und der jungen neuen Bundesländer durchlaufen. Die starken persönlichen Entwicklungen gehen direkt einher mit den historischen, durch die sich beide Seiten grundlegend verändern.

Um diesen Aspekt anschaulicher zu machen, möchte ich nach Ralf Vollbrecht eine Differenzierung verschiedener Zeiten einführen (vgl. 1993, S. 62). Auf der übergeordneten Ebene setzt Vollbrecht die historische Zeit. Darunter versteht er die allgemeine, unabhängig von uns ablaufende Zeit des Kalenders. Sie bietet z. B. in Form des Jahrzehnts oder Jahrhunderts eine Orientierung für unsere Lebensgeschichte. Die biografische Zeit, das eigene Leben mit seinen Phasen, bildet die nächste Ebene. Die kleinste Einteilung von Zeit mit ihren typischen Tagesabläufen auf der letzten Ebene steht für die Zeit des Alltags.

Wie gestaltet sich nun aber das Verhältnis dieser Zeitebenen zu-

einander? In den sechs entstandenen Erzähltexten gibt die Wende als historische Zeit nur den äußeren Rahmen vor und steht hinter der Individualentwicklung in ihrer Bedeutung weit zurück. Für Jürgen Straub gestaltet sich die Beziehung wie folgt: „Im Blick auf die Lebensgeschichte eines Menschen lässt sich sagen: Die historischen Elemente dieser Geschichte erhalten ihren Stellenwert, ihre Bedeutung, ihren Sinn durch die inneren Elemente, zu denen sie in Beziehung gesetzt werden, und durch das Ganze der Geschichte, zu der sie gehören“ (Straub 1998, S. 160).

Nachdem der Rahmen der Erzählungen beleuchtet wurde, möchte ich nun anhand von Enrico zeigen, wie das Erinnern während der Interviewsituation vor sich ging. Von allen sechs Interviews zeigt Enrico eine außergewöhnliche Art von Erinnerung, die auf Einzelheiten und sogar Daten zurückgehen kann:

„E: Der erste Besuch im Westen. Da kann ich mich auch noch gut erinnern. Da sind wir, das war, glaub ich, im Dezember. Ich weiß, das war am 17. Dezember, so was vergisst man immer nicht. Da sind wir mit unserm Trabant, mein Bruder war zum Glück wieder gesund, kam aus'm Krankenhaus raus und wir sind mit 'm Trabant von D. über die 105 über zig Dörfer, Städte da sind wir zur Grenze gefahren.“ (Enrico, S. 3)

Enricos persönliche Erlebnisse scheinen an eine Chronologie gebunden. Wenn er zurückgreift, geschieht das über den Weg von Stichworten, Orten der Handlung oder Begleitumständen. Diese Brücken erinnern daran, wie zufällig und abhängig von der Interviewsituation die Erzähltexte sind.

Vor allem markante Erlebnisse, wie kritische Lebensereignisse, werden als Brücken im Gedächtnis behalten und erinnert. Die unterschiedliche Erinnerung dieser Erlebnisse möchte ich an Beispielen von Anja und Tobias aufzeigen.

Anja wurde von mir zur Situation und ihren Erlebnissen 1989 befragt:

„A: Also, so ganz genau weiß ich das jetzt auch nicht mehr. Es vermischt sich dann ja so mit der Zeit auch mit anderen Erinnerungen. Also ich weiß

noch, dass ich zu der Zeit zur Schule gegangen bin. Und, dass wir uns natürlich in der Schule darüber unterhalten haben. Das war schon ein Thema dann auch, als die Grenze geöffnet wurde. Dass es ziemlich aufregend war. Daran kann ich mich noch erinnern. Aber jetzt nicht so speziell, wann man jetzt das erste Mal das mitgekriegt hat. Das weiß ich nicht mehr. Übers Fernsehen, also über die Medien einfach.“ (Anja, S. 1)

Sie erinnert sich zunächst nur an die Atmosphäre. Als ich sie aber nach einem bestimmten Erlebnis frage, beginnt sie ihre erste Fahrt in den Westen genau zu erzählen:

„I: Und das war dann überall? Oder? Das Gespräch?

A: Ja. Also, das war so mitten in der Schulzeit irgendwie, so weit ich mich erinnere. Und da war das eigentlich das Thema Nummer eins. Also, es konnte auch kein Unterricht jetzt so normal laufen. Es war, ..., und alle wollten irgendwie also losfahren und gucken, was denn so hinter der Grenze ist.

I: Ja genau, Erinnerst du dich noch an deinen ersten Besuch drüben...

A: oh ja,...

I: ...und wo ihr hingefahren seid und wann und so?

A: ...das war der totale Horror.[...]“

Zu den allgemeinen Veränderungsprozessen im Alltag befragt, wird ihre Erinnerung wieder diffuser und allgemeiner, bevor sie wieder eine Geschichte findet:

„A: Es, ja gut, die Kaufhäuser sind dann ja auch ein bisschen voller geworden, irgendwann, ich weiß nicht mehr wann. Wann das losging dann hier, dass es dann hier plötzlich verschiedene Wurstsorten gab (lacht), und verschiedene Käsesorten oder so.

I: Genau, danach wollte ich dich nämlich auch fragen, ob du dich an die ersten Veränderungen erinnern kannst, die dann auch so kamen?

A: Also, ich weiß nicht mehr genau, wann das dann war, aber ich weiß z. B., dass es dann, äh, Joghurt gab. Diesen schönen Fruchtjoghurt, den es ja vorher nicht gab und ehm, also, wo man sich auch gefreut hat, wenn Verwandtschaft, die aus dem Westen kam, den denn mal so mitgebracht haben. Das war immer ganz toll. Den gab es dann vor der Kaufhalle. Und da standen riesen Schlangen. (beide lachen) Das kann man sich gar nicht mehr vorstellen.

I: Ja, in so 'm Extrastand?

A: Ja, die Leute wollten alle, ja da war ein Extrastand, wo es Joghurt gab und wo wüsst lange Schlangen standen. Gut, die Schlangen gab es dann noch ne ganze Weile. Ja, doch. Ja, aber, ja dann gab es dann sicherlich nach und nach immer mehr. So kann ich mich nicht mehr so genau dran erinnern, wie das dann genau so war, wie das so im Einzelnen gekommen ist. Also nur, dass erstmal alle das nicht gewohnt waren.“ (Anja, S. 1 f.)

Der Moment des „Glücks“, den neuen Joghurt plötzlich auch kaufen zu können und das lange Warten dabei, werden wieder präsent. Der Joghurt war für Anja schon vorher mit Gefühlen der Freude aufgeladen. Hier zeigt sich die „emotionale Bedeutsamkeit des Erinnerten“ (Welzer 2002, S. 42). Als das Gespräch dann wieder auf Teile des Alltäglichen zurückkommt, ohne dass es richtige Ereignisse und prägende Erlebnisse gibt, wird Anjas Erinnerung wieder verschwommener.

Ein weiteres Beispiel ist Tobias Erzählung über den Tag des Mauerfalls:

„T: Oh, ich kann mich da überhaupt nicht mehr erinnern. Nicht mehr genau, was an dem Tag überhaupt war. Ich bin stinknormal zum Training gegangen und hab gedacht: „öh“. [...] Ja, ich weiß nicht. Zu dieser Maueröffnung, ich weiß noch nicht mal mehr, was das für 'n Tag noch war. Wahrscheinlich war ich beim Training und hab ne, das kann irgendwie... weißt Du...

Ich weiß noch, warum ich mich an diesen Tag nicht erinnern kann. Weil dieser Tag eigentlich unnnnwichtig war. Weil der für uns, weil wir schon viel früher, als Ossi viel früher auf dieses Ereignis, was dann irgendwann nur noch Formsache war... sensibilisiert wurden. Weil ich bin ja schon, schon die Wochen vorher sind wir ja schon in S. auf die Demos gegangen. Von der Kirche ausgehend haben wir uns da diesen Proze..., Prozessionen da abgeschlossen. (Tobias, S. 4)

Es erscheint auf den ersten Blick sehr ungewöhnlich, dass sich eine Person wie Tobias, der die Wende als kritisches Ereignis in seinem Leben bewusst miterlebt hat, sich nicht mehr an den 9. November 1989 erinnern kann. Der 9.11. als Tag der Grenzöffnung selbst wird bei ihm von persönlichen Ereignissen stark überschattet, denn der Wendepunkt in Tobias Leben erfolgt erst zwei Monate später mit seiner Übersiedlung.

Ereignisse wie die Demonstrationen und die Währungsreform können nach Lehmann als „gesellschaftliche Vorgaben des Erinnerns“ (Lehmann 1983, S. 173) bezeichnet werden. Da sie in allen Interviews vorhanden waren, habe ich mich an ihnen orientiert. Diese Punkte wirkten während der Erzählung als Pfade der Erinnerung in das Gedächtnis. Sie trugen dazu bei, dass ungefragt private Geschichten erzählt wurden, nie jedoch die historischen Ereignisse selbst. Eine Erklärung dafür ist, dass der Erzähler, nach Albrecht Lehmann, die Geschichten in der Interviewsituation auswählt und sie nach dem in diesem Moment vorhandenem Wissen und Erfahrungsstand ausgestaltet (vgl. Lehmann 1983, S. 38). Dies deckt sich mit den Erkenntnissen Harald Welzers, der die soziale Seite der Erinnerung hervorhebt und sie als stets individuell und kollektiv beschreibt (vgl. Welzer 2002, S. 156). Einige Leerstellen der Erzählungen bezogen sich also auf mich als Interviewerin, deren Wissen hier „mitgerechnet“ wurde.

2.2 Jugend und Identität

Ich möchte nun die Aufmerksamkeit auf die Phase der biografischen Zeit, in der die erzählten Ereignisse stattfanden, lenken. Zunächst wird skizziert, was die Lebensphase der Jugend entwicklungspsychologisch prägt. Alle Interviewten sind heute mindestens dreißig Jahre alt. Die Erzählungen gehen in die Zeit um 1989 zurück. Tobias, als Jüngster der Gruppe, war 14 Jahre alt und Steffi, die Älteste, 19 Jahre.

Als wichtigste Aufgabe der Jugendphase wird die Ausbildung der Identität angesehen. Alle wichtigen Umweltbereiche, wie Familie, Schule und Peergroup, müssen den Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter durch Umwertungen mitvollziehen.

Häufig wenden sich Jugendliche einer bestimmten Weltanschauung zu. Der Psychoanalytiker Erik Erikson zeigt in Identität und Lebenszyklus, wie so Vergangenheit und Zukunft in eine sinnvolle Zukunftsperspektive zusammengefügt werden. „Allgemein gesprochen, ist ein ideologisches System ein in sich geschlossenes Gebilde aus gemeinsamen

Symbolen, Ideen und Idealen, das [...] seinen Anhängern eine zusammenhängende, wenn auch systematisch vereinfachte Orientierung in Raum und Zeit, Mitteln und Zielen anbietet“ (Erikson 2000, S. 202). Im Gegensatz zu jugendlichen Subkulturen war die Ideologie in der DDR für jeden staatlich festgeschrieben. Sie sollte durch eine geplante Erziehung zum sozialistischen Menschen umgesetzt werden und zielte besonders auf die von Erikson angesprochene Phase der Kindheit und Jugend ab. Viele Jugendliche identifizierten sich aber nicht mit ihr, sondern nahmen sie nur oberflächlich an oder lehnten sie ab.

Trotzdem ist auch heute noch eine nicht immer bewusste Beeinflussung¹ durch die politische Sozialisation² vorhanden. Diese hatte zum Ziel, aus jedem Kind in der DDR eine sozialistische Persönlichkeit zu formen. Im Mittelpunkt dieser Persönlichkeit stand die marxistisch-leninistische Ideologie und damit auch der Glaube an die Überlegenheit des Sozialismus (vgl. Lemke 1991, S. 71 ff.). Das Konzept wurde universell entwickelt, in den Institutionen wie Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, Massenorganisationen nach Plan durchgeführt und von Staat und Forschung überwacht. Die Soziologin Christiane Lemke hat zu diesen prägenden Erziehungsmethoden, die besonders im Medientext über rechtsradikale ostdeutsche Jugendliche populär geworden sind, eine umfassende Untersuchung vorgelegt. Diese zeigt, dass die Erziehung nur von wenigen Jugendlichen völlig angenommen wurde und die nicht-staatlichen Sozialisationsagenturen wie Elternhaus, Me-

1 Den Interviewten kommt der Lauf durch die Institutionen so normal vor, dass sie, außer Tobias, nichts weiter zur Ideologisierung in der Schule erzählen. Es herrscht ein unterschwelliges Einverständnis darüber, dass diese Erlebnisse nicht so ernst genommen wurden und sogar lästig waren. „Ja, wie gesagt in der Schule: unauffällig. Ich glaub ich war in dieser deutsch-sowjetischen Freundschafts- äh – Veranstaltung, äh, ich weiß nicht, was das für 'ne... Ja. (Steffi, S. 2), Mandy: „Dadurch, dass ich in dieses System da so rein geboren wurde, bin, hab ich das überhaupt nich' in Frage gestellt.“ (Mandy, S. 13) oder Enrico: „ Wir haben 's vielleicht nicht ganz so begriffen, was so abließ zu DDR-Zeiten. Man hat ja als Kind noch gelebt, also immer mit gelebt. Man hat gespielt und alles Mögliche, aber was überhaupt mit der Regierung, dass wir überhaupt unterdrückt wurden, das hat man gar nicht mitbekommen. Das hat man später erst mitbekommen durch, na ja, durch Belesen, durch die Medien und so. Als wir jung waren, hatten wir das noch nicht begriffen.“ (Enrico, S. 2)

2 Teilprozess der ganzen Sozialisation, „in dem politische Kenntnisse, Einstellungen, Werte und Handlungsmuster erworben werden, die die Grundlage von konkreten politischen und sozialen Verhalten bilden“ (Lemke 1991, S. 15).

dien, informelle Gruppen und Kirchen starken Einfluss hatten. Mandy beschreibt z.B. eine Jugendgruppe:

„Und es war auch, auf alle Fälle diese Freiheitsjugendbewegung war schon so dahinter. Und auch so, klar, da waren auch welche dabei so unter den Punks, die hatten richtig Probleme so mit dem Staat gehabt. Die waren dann PNT, politisch nicht tragbar, und die haben dann auch in total kras- sen Verhältnissen dann gewohnt. Also, da haben wir immer nur so gehört. Da waren wir dann so 16, ne.“ (Mandy, S. 6)

Die staatliche Ideologie hat sowohl Anlehnung als auch Ablehnung hervorgerufen, wie in Steffi und Mandys Fall zu sehen ist. Tobias erinnert dagegen heute in idealistischer Weise z.B. das Sozialsystem der DDR und die Erziehung als wichtigen Dreh- und Angelpunkt seiner Identität. Den Kern bildet dabei der Gruppenzusammenhalt:

„Man muss ja im Osten bei der Schule noch dran denken, das war ja so organisiert, dass es Elternkollektive gab und auch diese Rituale. Da mein ich nicht nur den Fahnenappell, da mein ich auch, dass zusammen Fasching gefeiert wurde oder, oder es irgendwelche Sachen organisiert wurden, wo immer auch die Eltern aktiv miteinbezogen wurden. [...] Ja, und ... und wo auch jeder Schüler wirklich merkte, man wird ernst genommen: es geht hier um uns, ne. [...] Dass so 'ne Klasse, dass es so eine Sozialstruktur gab und so 'ne nette Klasse, interessierte, engagierte, disziplinierte Leute. Und Disziplin ist dabei nicht so misszuverstehen, das ist nicht einfach nur funktionieren und „Ja“ sagen, sondern einfach, dass ne Begeisterung für ne Sache da ist und man ne Motivation hat. Wo auch Disziplin automatisch 'nen Nebenprodukt ist, weißt du? Und heute ist daran eigentlich nicht mehr zu denken.“ (Tobias, S. 13)

In diesem Zitat beschreibt Tobias die Bedeutung der Sozialisation in der Schule. Er betont dabei die festen Strukturen und Werte. In allen sechs Interviews sowie auch im Mediendiskurs findet man heute einen starken Bezug auf diese sozialen Werte und Verhaltensweisen, wie die Schlagworte Kollektiv und Disziplin zeigen. Sie stellen für meine Gesprächspartner wichtige Anker dar, die durch die Transformation der Umwelt nach 1989 nicht zerstört wurden. Sie stehen heute als unive- sell gut über dem gescheiterten System und wirken als Identifikations-

punkte.

Analog zum Durchlaufen der gesellschaftlichen Institutionen findet häufig eine starke Abwendung von Familie und Schule und eine Zuwendung zu einer eigenen Subkultur statt, in der ein neuer Freiraum geschaffen wird (vgl. Oerter/Dreher 1998, S. 361 ff.). Die Peergroup als Gruppe von Gleichaltrigen übernimmt nun viele soziale Funktionen, die nicht immer gesellschaftlich erwünscht sind. So erlebte es vor allem Mandy:

„Die Musik faden wir cool, so. Alles fing irgendwie an mit Ärzte und Bela B und (singt:) „Küss mich wie ein Vampiiir...“. Und also, wir waren jetzt nicht irgendwie todesfanatische Grufts, sondern wir waren auch keine „Macht kaputt, was euch kaputt macht“, solche Sprüche oder so. Also ... wir waren... das war schon echt ne Jugendbewegung so. Das war auch ne Freiheitsbewegung, freiheitsliebende Jugendbewegung. Und es war auch was ganz Unkonventionelles. Was Neues, was Anders-Seiendes. Wo man sich auch abgrenzt. Wo man sagt: Nein, ich bin anders. Das gehört zur Jugend ja auch ganz sehr mit dazu, sich mal anders zu definieren und sich auch von der Gesellschaft nen bisschen zu entfernen, ne. [...]
Also, das war so, wir waren da jetzt auch nicht wirklich so gefestigte Persönlichkeiten, die da jetzt 3, 4, 5 Jahre da so, weißte... ja, noch nicht so alt und noch nicht so sehr da drin. Aber das hat uns schon (lacht) ja ... , hat uns voll mitgezogen. (Mandy, S. 6)

Sehr deutlich erkennt man den Gruppenstil ihrer Peergroup, der Gruf-ties, der sich in Musik und Kleidungsstil usw. äußert.³ Sie versucht dies jedoch aus heutiger Perspektive relativierend als „Jugendbewegung“ zu sehen und unterstreicht die Aspekte des Versuchs eines alternativen Lebensstils und der Freiheit. Beide Aspekte sind in ihrer Ablehnung typisch für jugendliche Subkulturen (vgl. Oerter/Dreher 1998, S. 371). Mandy stellt sie sehr idealistisch dar. Ob dieses Bild schon zur Jugendzeit selbst bestanden hat, ist fraglich. Jugendgruppen wie Gruf-tis oder Punks waren in der DDR Repressionen ausgesetzt. Sie wurden nicht nur als direkte Konkurrenz zur Jugendorganisation FDJ, sondern auch

3 Eine Zusammenstellung weiterer Textstellen zu diesem Thema befindet sich im Anhang S.84 f.

als Ablehnung der staatlichen Ideologie wahrgenommen. Mandy selbst sollte deshalb von der Staatssicherheit als informelle Mitarbeiterin angeworben werden und konnte nach Ablehnung des Kontaktes kein Abitur machen. Sie beschreibt ihre Jugendzeit nach der Scheidung ihrer Eltern als Suche nach Grenzen und einer neuen Heimat.

Die anderen Interviewten haben ihre Sozialisation weit weniger stark thematisiert, Mandys Erlebnisse stellen hier eine Ausnahme dar. Durch den Einfluss der Peergroup wurde jedoch auch die zwei Jahre ältere Steffi nicht für das Abitur zugelassen:

„Ich hab dann auch mit meinem Lehrer mal nachgefragt und der meinte also so: ja, Mädchen sollten sowieso einen Beruf lernen. Studieren, das wäre also ein vollkommener Schwachsinn und das wäre gar nicht gut. Und auch schon vom Politischen her, mit Abitur, da sollte man ja schon staatskonform sein und das Ganze wäre dann für mich gar nicht so vorgesehen. So ging das dann weiter. Also, ich glaube auch, mein Klassenlehrer hat mir dann auch meine Note versaut. (Steffi, S. 2 f.)

Die hier vom Lehrer angesprochene politische Seite („staatskonform“) geht auf den Einfluss der Peergroup zurück, wie in folgendem Absatz klar wird.

„Und meine beiden Hauptfreunde, Sebastian und Andreas, die waren stark religiös. Die waren beide katholisch und die waren auch beide aktiv involviert gewesen, also, mit Messdienerschaft und allem. Na ja und die Beiden haben dann natürlich auf keinen Fall Jugendweihe machen wollen. Und bei mir war das dann so, dass meine Eltern waren dann so mit einer Lehrerin befreundet und die insistierten dann schon. So mein Klassenlehrer und auch diese Lehrerin, ob ich denn nicht Jugendweihe machen wolle. Das wäre doch günstiger für den gesamten Lebenslauf und so weiter. Und dann bin ich wirklich in so‘nen Zwiespalt geraten. Einerseits dacht’ ich mir, mit dieser Staatlichkeit will ich gar nichts zu tun haben. Das find ich sowieso alles blöd und doof, alles ganz schrecklich und unerträglich. Na ja, und auf der anderen Seite dacht ich: na gut, wenn mir wirklich nichts mehr offen steht, wie es mir aufgezeigt oder aufgezeichnet wurde, dann hab ich mich in diesen Zwiespalt begeben und hab tatsächlich beides gemacht. Das eine eher halbherzig, das andere dann vollherzig. Also, Konfirmation auch schon als Ablehnung des Staates hab ich das begriffen. Ja, und so ging

das dann auch weiter nach der Konfirmation. Bin ich auch noch religiös gewesen und Jugendweihe hatte für mich überhaupt keine Bedeutung.“ (Steffi, S. 2.)

Man erkennt, wie Steffi in den Widerspruch zwischen DDR-Erziehung und Kirche gerät. Im Laufe der 80er Jahre war der Einfluss der Kirche schon so weit zurückgedrängt worden, dass nur noch wenige Jugendliche den kirchlichen Initiationsritus durchführten.⁴

Wie oben gezeigt, konnte der Einfluss von formellen Sozialisationsinstitutionen wie Schule oder Jugendorganisationen zu einer Gegensätzlichkeit der Ideale führen, wenn noch der Einfluss der informellen Sozialisationsagentur Kirche hinzutrat, ein systemkritisches Elternhaus oder sich durch die Freunde eine Doppelkultur herauskristallisierte (vgl. Lemke 1991, S. 13). So zeigt sich schon bei den sechs Interviewten ein breites Spektrum von Sozialisationsverläufen, die ihre Perspektiven auf die Vergangenheit bestimmen. Viele der Einflüsse und Widersprüche, die Steffi und Mandy noch erlebten, sind für die Jüngeren mit der Wende entfallen. In ihren Erzählungen ist kein Protest mehr zu finden. Sie berichten neben den historischen Ereignissen und der Veränderung des Alltags nun vor allem über Konsum und Berufsorientierung.

Wie meine sechs Interviewpartner die neuen gesellschaftlichen und historischen Umstände erlebt haben, wird nun im Kapitel 3 beschrieben.

⁴ Von 1981 bis 1985 nahmen 97% aller Jugendlichen an der Jugendweihe teil, wobei davon ein Anteil auf eine „Doppelteilnahme“ fällt. „Ein Vergleich illustriert diese Zahlen: 1986 erhielten 219.127 Schüler die Jugendweihe, 27.000 wurden konfirmiert und 6.000 gefirmt.“ (Jugendwerk der deutschen Shell 1992, S. 140)

3 Sechs Varianten einer Wende

3.1 Kindheit und Jugend in der DDR

Die Erinnerungen der Interviewten an ihre Kindheit und Jugend in der DDR stehen in besonderer Weise unter dem Einfluss von Veränderungen. Zum einen gibt es die DDR nicht mehr, und zum anderen werden diese Lebensphasen später meist stark verklärt.

Neben dem Blick durch die „kindliche Brille“ nennt der Leipziger Kulturwissenschaftler Thomas Ahbe noch einen anderen Aspekt des heutigen Diskurses zur DDR: „In der Bevölkerung wird die DDR eher danach bewertet, welches Muster an Chancen und Risiken, Möglichkeiten und Grenzen sie auf der Alltagsebene bot. Diese Struktur von Chancen und Risiken, Möglichkeiten und Grenzen wird zu denen des heutigen Alltags in Bezug gesetzt. Der diktatorische Charakter des DDR-Systems bleibt unbestritten, scheint aber aus dieser Perspektive für die Bilanzen vieler Bürger geringe Bedeutung zu haben“ (Ahbe 2003, S. 924).

Alle sechs Gesprächspartner sind in ihre DDR hineingeboren. Zu den vielen typischen DDR-Kindheitserlebnissen, die im Folgenden noch einmal kurz genannt werden sollen, gesellen sich die verschiedenen Sichtweisen und Chancen, die die familiäre Sozialisation den Kindern bot. Sie sind Ausgangspunkte für das Erleben der Wende, die Entscheidung in den Westen zu gehen oder zu bleiben und die heutige Verortung als Deutsche.

System und Werte

Die Erzählungen aus dem Bereich System und Werte in der DDR sind häufig von ambivalenten Geschichten geprägt. So folgt meist einem positiv erinnerten Aspekt eine negative Einschränkung. Auf der positiven Seite finden sich bei den meisten Gemeinschaftssinn und Solidarität:

„Und als System, an Werten die dort gelebt wurden, an Gemeinschaft und so, muss ich echt sagen, find ich die DDR tausendmal besser als das hier.“
(Mandy, S. 12)

Auch Steffi weist auf eine andere soziale Wahrnehmung hin:

„[...] aber ich hatte irgendwo das Gefühl, alle sind so tatsächlich auch in einem Boot, ob das so der Klempner oder der Arzt war, so. Also, es war auch nicht auszuschließen, dass es zwischen diesen beiden heutigen Schichten so quasi Freundschaften gab. [...] Ich denke mal, dass war einfach nicht so klar geteilt, wie es das heute also einfach so zwangsläufig ist. Und, eh, dieses Weltbild gefällt mir auch wesentlich besser. So, dass man so diese Schichtung auch nicht so klar hervorhebt.“ (Steffi, S. 10)

Jetzt wendet sich aber ihre Meinung und sie hebt die persönlichen Einschränkungen hervor, die daraus entstanden. Steffi selbst war der Zugang zum Abitur auch verweigert worden:

„Auch immer stärker dahin geht, denen, ihnen da auch Lebensperspektiven zu bieten, je nachdem aus welcher Schicht der Mensch eben kommt. Das, eh find ich heute, also wie gesagt, wesentlich ansprechender, lebenswerter. Ja, überhaupt mit der Konsumwelt oder überhaupt den Wahlmöglichkeiten, die die Menschen so haben. Heute, die finde ich natürlich wesentlich besser, das ist klar. Also, so die Defizite sehe ich auch schon auch, die es gegeben hat. Wobei eben, leider auch, nicht wirklich fundiert. Da fehlt mir das Wissen auch, wie es nun wirklich war. Was ich eben schon sagte, ich hab's nicht aufgearbeitet. Ja...“ (Steffi, S. 10)

Steffi beschreibt, wie sie heute die stärkere Nivellierung der verschiedenen Gesellschaftsschichten in der DDR schätzt. Damit bezieht sie sich auf das von der DDR-Regierung angestrebte Ziel der klassenlosen sozialistischen Gesellschaft. Um die soziale Homogenität zu erzielen,

wurden beispielsweise korrektive Maßnahmen bei den Berufswünschen der Schüler angewendet. Das Zitat zeigt, wie ein als gut bewertetes Ziel („alle in einem Boot“) für viele DDR-Bürger in der Umsetzung mit ihren persönlichen Zielen nach Entfaltung der Persönlichkeit und individuellem Wohlstand kollidiert hat.

Hier sieht auch Tobias einen Grund für das Scheitern der DDR. In seiner Aussage mischen sich zwei Gesichtspunkte: Er gibt zu, selbst zu sehr vom Westen geblendet gewesen zu sein, hat aber nun erkannt, dass der Preis für Konsum und Reisefreiheit zu hoch war. Diesen Fehler wirft er auch der DDR-Führung vor und macht sie dafür verantwortlich, dass das für ihn „sozialere“ System gescheitert ist:

„Das Problem ist einfach mit dem Osten und dem Sozialismus, dass er daran zu Grunde gegangen oder einfach, es ist daran gescheitert, dass es Führungsleute gab, die an sich gedacht haben und eben nicht ideal an das wirkliche Gemeinwohl. Und die sich außerdem auch vom Westen abgeschottet haben. Vielleicht hätt 's da Möglichkeiten gegeben, die Form aufrecht zu erhalten, wirklich sozial zu gestalten und ähm, mit dem Westen zu korrespondieren. Das haben die zum Teil ja gemacht. Also, die Firma, wo mein Vater gearbeitet hat, die haben ja auch für den Westen produziert mitunter. Das war dann halt B – Ware, was man dann in irgendwelchen Diskonterläden so ungefähr hinterher geworfen kriegt. Ich weiß nicht (pff) ähm.

Also, was ich daraus gelernt habe, ist, dass es kein ideales System gibt. Das ist der Punkt. Das, was man sich hier erhofft hat zum Beispiel, also hier ist es das Materielle, das, was uns oder was mich damals geblendet hat.“ (Tobias, S. 9)

Im Gegensatz dazu ist Mandy die Einzige von allen sechs Interviewten, die Repressalien des DDR-Systems schildert. Nur sie hatte direkt mit der Staatssicherheit zu tun hatte, aber sie thematisiert auch als Einzige ihre Wut über Einschränkung und Bevormundung. Bei allen anderen scheint dies aus der Erinnerung herausgelöst worden zu sein.

„Aber es war jetzt nicht für mich, dass ich das überhaupt angezweifelt hab. Also, dass ich das mal in Frage gestellt hab und gesagt hab: wieso is'n das eigentlich so? Was sind nen das für Arschlöcher, die sich das haben einfal-

len lassen. Dadurch, dass ich in dieses System da so rein geboren wurde, bin, hab ich das überhaupt nich' in Frage gestellt.

Weil ich bin damit halt einfach groß geworden. Zum Beispiel hatten wir dann auch so Berufswünsche, wie, die Mädchen wollten Stewardess werden, weil se da halt ins Ausland können. Also, wir haben ja nich mal an kritisiert, warum dürfen wir nich' ins Ausland? Uns hat das halt insofern nich' richtig gefehlt, so, ne?“ (Mandy, S. 13)

Mandy fragt sich, warum sie nicht kritischer war, antwortet aber auch zugleich mit dem Argument nichts anderes gekannt zu haben. Außer der bei allen gegebenen allgemeinen Unzufriedenheit mit den Umständen des Lebens in der DDR nimmt nur Steffi für sich in Anspruch, systemkritisch gedacht zu haben. Wie oben erwähnt (siehe 2.2), führt sie dies auf den Einfluss von Eltern und Freunden zurück.

Erziehung und Schule

Die staatliche Erziehung begann für die meisten Kinder schon in der Kinderkrippe und setzte sich weiter in Kindergarten und Schule fort. Unterstützt wurde sie in der Freizeit durch die DDR-Massenorganisationen und andere vielfältige außerschulische Aktivitäten (Arbeitsgemeinschaften, Olympiaden usw.).¹ Tobias, der selbst Lehrer wird und beide Schulsysteme erlebt hat, erzählte mir viel von den Unterschieden zum heutigen Schulsystem:

„Na ja, was ich gut fand, war die Einbindung, also, war die Art und Weise, wie man sich um uns gekümmert hat und wie das alles geregelt war. Gut fand ich daran, dass es Rituale gab, die uns so'nen bisschen ... so Rituale gab, die ähm, ... so nen bisschen für ne Ordnung und Disziplin und für ne gewisse Sinnhaftigkeit gesorgt haben. Wo ich hier festgestellt hab, als ich dann hier rüberkam, so im Vergleich dann, dass alles so'n bisschen anonymisiert und unwichtig war.“ (Tobias, S. 1)

Neben dem von Bettina oft erwähnten „Respekt“ nennt Tobias die Vokabeln „Ordnung“, „Disziplin“, „Rituale“ und „ernst genommen wer-

¹ Goldbeck spricht von einem „parallelen Erziehungssystem“ und bemerkt: „Hier stand die politisch-ideologische Ausbildung ganz im Vordergrund“ (Goldbeck 1993, S. 25).

den“. All dies spricht für eine autoritäre Erziehung, die Tobias heute als sehr positiv bewertet:

„Ja. Was sonst war. Sonst zu der Schule. Was mit den Ritualen war, hab ich Dir gesagt. Was ich mit den Ritualen konkret meine, ist eigentlich, ist eigentlich diese Fahnenappellgeschichte.² Man kriegt Pionierkleidung aufgetragen, man muss irgendwelche Schwüre halten, so. Der Witz ist, dass das so früh alles kommt, dass man sich also Schüler eigentlich gar nicht darüber bewusst ist, was man da eigentlich macht. Ähm, als Kind halt eben. Aber ich fühlte mich irgendwie immer ernst genommen durch so was. Also, es passierte immer irgend etwas. Ob es irgendwelche Sero³-Sammelaktionen waren, ja, oder Eicheln sammeln für die Tiere oder, oder weiß ich, Altstoffsammeln oder mit Wettbewerbsprogramm oder Kuchenbasaren für die Schulkasse, klassenfahrtmäßig da was zu sammeln. Da war irgendwie immer was los.“ (Tobias, S. 2)

Die genannten Aktionen gehörten zum Programm der starken Verzahnung von Schulklassen und Massenorganisationen, hier der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“.⁴ „Innerhalb des schulischen Rahmens waren die politischen Kinder- und Jugendorganisationen integriert. Tatsächlich hoben sich die Aktivitäten dieser Organisationen, denen bis auf wenige Ausnahmen alle Schüler angehörten, kaum von [sic] sonstigen Unterrichtsgeschehen ab“ (Goldbeck 1993; S. 44). Den Einfluss des politischen Systems kann Tobias heute ausblenden, indem er sich auf seinen Status als Kind beruft:

„Und dass halt 'nen gewisses Engagement halt da war. Man das Gefühl hatte, auch wenn am Ende immer noch eine gewisse Unbestimmtheit da war, wofür man was macht. Das hatte mehr Sinn. So. Ich weiß nicht. Hmm. Natürlich kann man, muss man da auch immer noch im Auge behalten, dass es ideologisch auch alles vorgefertigt war und diese Gleichschaltung auch Nachteile hatte oder so.

2 Mehrmals im Schuljahr gab es für alle Schüler und Lehrer den Fahnenappell, der mit einer politischen Zeremonie zu vergleichen ist.

3 Abkürzung für Sekundärrohstoffe, die zumeist in Form alter Flaschen oder Zeitungen von Schulkindern gesammelt und in Annahmestellen gegen Geld getauscht wurden.

4 Die Pionierorganisation (1948 gegründet) wurde nach dem KPD-Führer Ernst Thälmann (1886-1944) benannt, der in der DDR systematisch als Vorbild aufgebaut wurde.

Ich finde, dass es daran auch Positives gibt, nicht nur, man kann nicht mehr mal sagen: „eh, das war alles nur diktatorisch und sozialistisch übertrieben, überzogen“. War's natürlich. Klar, mmh, muss man sich auch immer wieder vergegenwärtigen, dass das auch alles vor dem Hintergrund immer lief. Aber, wenn man den Hintergrund mal wegnimmt, und das mach ich gerne, ich sag immer, ich habe als Kind und als Jugendlicher das System gar nicht so wahrgenommen, wie es eigentlich gewesen is. Einfach weil man Kind ist, weil man ne ganz andere Welt, ganz anders wahrnimmt.“ (Tobias, S. 2)

Berufsfindung

In der Schule wurden nach der Bewertung der Persönlichkeit und des gesellschaftspolitischen Engagements die Weichen für die spätere Berufsfindung gestellt. „Die Gruppe derjenigen, die ein Studium aufnehmen konnten, blieb unter den Jugendlichen aufgrund der dirigistischen Beruflenkung eine Minderheit [...]“ (Lemke 1991, S. 121). Alle Interviewten berichten, dass sie ihren Berufswunsch schon früh in der Schule in einem Aufsatz beschreiben mussten. Anja erinnert sich, dass es dabei um mehr als den Beruf ging: „Und, hm, dass man dann begründen musste, warum. Und dass dann natürlich erwartet wurde, dass man schreibt, dass es der Gesellschaft zu Gute kommt.“ (Anja, S. 5). Sie selbst wollte kein Abitur machen, wie es z. B. Steffi oder Mandy angestrebt hatten. Nur etwa 10% der Jugendlichen wurden in den 80er Jahren zum Abitur zugelassen (vgl. Goldbeck 1993, S. 44, Walther 1998: 228 oder Lemke 1991: 121):

„A: erstmal, so weit ich mich erinnern kann, war auch immer nur nen bestimmter Prozentsatz, ich weiß nicht, 2 Leute oder so (lacht), die irgendwie weitergehen konnten. Ein oder zwei oder so ... Das war, also, das war schon festgelegt, wer da ... das war, da hatte man dann also auch keinen Einfluss drauf. Das war von der Schule festgelegt also wer...“

I: und du warst es definitiv nicht...

A: Nein, nein, nein. ... Ja, aber ich, also, meine Interessen waren sowieso irgendwie klar, was mich interessiert hat. Also, da war das auch keine Not-

wendigkeit irgendwie. Ich hätte das gar nicht machen wollen, also. Nee, also nen Abiturkandidat war ich da auf keinen Fall. (lacht) Nee.“ (Anja, S. 5)

Das Zitat verdeutlicht, wie stark sich die Jugendlichen schon in die soziale Realität einordnen mussten. Andererseits konnten sie aufgrund des sozialen Netzes der DDR auch sorgloser in die berufliche Zukunft blicken. Für Anja und Bettina⁵ zählt, dass sich die Schule mehr gekümmert hat:

„A: Ja, man hatte natürlich ne gewisse Sicherheit im Hintergrund. Ich mein, meine Eltern haben sich in der Zeit meiner Kindheit sicher nie Gedanken darüber machen müssen, dass sie vielleicht irgendwann ihre Arbeit vielleicht nicht mehr haben könnten. Oder, oder, dass ich vielleicht keinen Beruf, also, also man wusste eigentlich, ist jeder irgendwie untergekommen. Also, man hätte später schon irgendwie ne Berufsausbildung.“ (Anja, S. 6)

Der Beschränkung individueller Freiheit steht hier Umsorgtheit gegenüber. Im Kontrast zur Unsicherheit der Jahre nach 1990, als die Interviewten als Erwachsene die volle Verantwortung für ihre Lebensentscheidungen tragen mussten, erscheint die Zuschreibung der eigenen Rolle im DDR-System nun als das vermeintlich Leichtere.

Konsum

Anja erinnert sich sehr gut an die viel zitierte Situation der DDR-Bürger, die mit dem Warenangebot in der Planwirtschaft sehr unzufrieden waren. Auch die anderen erinnern sich, dass es einige Konsumgüter sehr selten gab,⁶ an die Eintönigkeit und das Unzeitgemäße vieler DDR-Produkte. Einige bekamen Westpakete, in denen neben Nah-

5 „Nö, ebend, dass eben von der Schule auch viel drauf geachtet wurde, dass beworben wird, wie beworben wird, wann beworben wird, auch. Also, dass war alles so'n Timing, ne, so'n Schema. Und das wurd auch alles in der Klasse dann ausgewertet. Ich weiß noch, wir mussten dann irgendwie so'n Aufsatz schreiben über unsere Bewerbung.“ (Bettina, S. 5)

6 „Sachen, die man wollte, aber die man nicht gekriegt hat. Also es waren zum Beispiel irgendwie so schwarze Klamotten oder so modern (lacht) und dass man dann auch keine schwarze Hose oder so gekriegt hat.“ (Anja, S. 7)

rungs- und Genussmitteln auch getragene Kleidung geschickt wurde. Diese waren besonders angesehen,⁷ entsprachen sie doch westlichem Chic und Standard.

Wer den Vergleich mit diesen Westwaren hatte, war besonders unzufrieden. Davon erzählen Tobias und Anja:

„Also, man hat ja dann auch Westfernsehen gesehen. Und dann hat man ja schon ’nen bisschen, gut, ich mein die Medien bringen ja das auch anders vielleicht rüber. Die versuchen ja auch irgendwas zu verkaufen. Ja. Es war einfach nur, dass es eben so wahnsinnig viele Sachen gab, und äh, dass hier eben alles so leer war und ziemlich eintönig, also, wo es eben nicht so ne Vielfalt gab.“ (Anja, S. 3)

„... also muss man mal so einfach sagen, also, aus meinem Elternhaus so heraus, man war ja so recht materialistisch geprägt. Weil man immer auf den Westen geguckt hat, was gibt es eigentlich sonst noch an Dingen, also an Gütern und so. Man hat ja trotzdem Westfernsehen geguckt, was es so alles gib, äh. Wir haben dann ja auch Bekannte und Verwandte im Westen gehabt, die uns dann Weihnachten und Ostern dann mal so’n kleines Päckchen geschickt haben. Wer hatte das nicht und von daher war man auch schon so’n bisschen gepolt und darauf aus und man sehnte das herbei, dass man mal alle diese Möglichkeiten hat: frei reisen, freie Meinungsäußerung und kaufen und gutes Geld verdienen und sich materiell versorgen, bis zum Geht-Nicht-Mehr. Damals war das noch das A und O. Mittlerweile ist es so zur Gewohnheit geworden, dass man meint, dass es gar nicht mehr wichtig wäre.“ (Tobias, S. 3)

Tobias setzt die Möglichkeit des Konsums damals auf eine Stufe mit Meinungs- und Reisefreiheit. Er betont in diesem Abschnitt seine Konsumorientierung. Enrico und Steffi unterstreichen im Gegensatz dazu die nichtmaterielle Lebensorientierung in der DDR:

„Hm. Was ich eigentlich, wenn ich an die DDR heutzutage zurück denke, dann denk ich vermutlich, na ja, es gibt immer was Gutes und was nicht so Gutes. ... Also, was ich immer gut fand, dass es nicht viel um Geld ging damals.“ (Enrico, S. 6)

7 „...Also, schon dass dann jemand geguckt hat: oh, also, wenn da z. B. jemand mit ’ner Stonewash dann ankam oder so, ne, dann, dass dann die andern, ne. Ich mein, es waren dann ja auch nicht die neusten Klamotten.“ (Anja, S. 8)

„Also, ich erinnere mich z. B., dass Konsum zwangsläufig überhaupt nicht im Mittelpunkt des ganzen Lebens stand. Und das ist natürlich was, wo ich heute jubeln würde, wenn es denn so wäre. Was ich subjektiv noch so in Erinnerung hab, ist dass es auch keine, äh, keine wirklich, ich weiß nicht, wie Du das noch erlebt hast, oder, dass es keine Schichten gab. Es hatte, also, natürlich gab es Schichten, aber keine so wirklich erlebten. Also, so die Grenzen wurden nicht wirklich klar so gezogen.“ (Steffi, S. 9)

Hier liegt ein interessanter Widerspruch. Nach der Wende wurden die Ostdeutschen von Westdeutschen oftmals als sehr materiell orientiert beschrieben. Diesem Modell folgt auch Tobias in seiner Aussage. Im öffentlichen Diskurs ist es sogar als ein Grund für die Wende aufgetaucht. Die Ostdeutschen in ihrer Selbstzuschreibung sehen sich aber häufig in der von Enrico genannten Tradition, in der Gleichheit und Gemeinschaft wichtigere Werte sind als Konsum.⁸

3.2 Die Wende

Was ist die Wende? Den Begriff hat Egon Krenz in seiner Fernsehansprache vom 18. Oktober 1989 zu seinem Amtsantritt verwendet und populär gemacht (vgl. Judt 1998, S. 575).

Zunächst sollte es die Wende in der Politik der DDR sein, und dann war es die Wende im Leben ihrer Bürger. Offiziell endet die DDR am 3. Oktober 1990 mit der staatlichen Vereinigung. Doch in den Interviews ist sie damit noch nicht abgeschlossen. Nach dem politischen Anschluss beginnt erst der Transformationsprozess aller Lebensbereiche, den ich als Zeitraum der „gefühlten Wende“ bezeichnen möchte. In den Interviews ist der genaue Beginn der Wende für meine Informanten ebenso unklar wie ihr Ende Anfang der 90er Jahre. Ich setze ihn vor dem Herbst 1989 mit den ersten Erinnerungen der Interviewten an, die von

8 Fritze bemerkt dazu: „Weitere Unterschiede in den Wertorientierungen von Ost- und Westdeutschen ließen sich unter Bezugnahme auf die Werte ‚Gleichheit‘ und ‚Gerechtigkeit‘ aufzeigen. Diesbezügliche Unterschiede führen nicht nur zu einer signifikant differierenden Akzeptanz von wirtschaftlich sozialer Ungleichheit, sondern ebenso zu unterschiedlichen Sicht- und Wahrnehmungsweisen.“ (Fritze 1997, S. 121)

„Brodeln“ und „Endstimmung“ sprechen.

(Danach folgen in den Interviews meist bestimmte Ergebnisse aufeinander: Demonstrationen, 9. November, erster Besuch im Westen, Währungsreform, Veränderungen, Wiedervereinigung.)

Vorgeschichte und Ursachen

An die ersten Vorzeichen von dem, was geschehen sollte, erinnern sich Mandy, damals ein Grufti, und der westlich orientierte Tobias:

„Und wie gesagt, das fing schon '88 so an. Da waren wir noch in der Schule, oder '88 oder '89 war das, da war noch mal so zur Ehre von Erich Honecker, so'n Pfingsttreffen. Kathleen und ich, da hatten wir Aus..., da durften wir nicht aus S. raus! Wir hatten Aus...fahrsperr. Weil die Angst hatten, dass solche Geschöpfe wie wir nach Berlin gehen und da dieses Erich Honecker-Feierchen da sprengen, ne, also da, dass wir da irgendwie so erscheinen und (lacht) ins Bild treten.

Also, da hat man schon gemerkt, dass da was passiert. Und auch so. Mit den ganzen, wir waren dann ja auch immer durch die Punks und das waren ja immer so kirchlich auch, dass wir da so bei so Kirchenkonzerten waren. Da hast Du schon gemerkt: irgendwie, ich weiß gar nicht so wie das so, warum das so gekommen ist, das weiß ich nicht, aber es war was im Gange. Wir haben das natürlich nur mitgemacht, weil es so geil war.“ (Mandy, S. 6 f)

„Es gab ja schon die zwei Jahre vorher einmal dieses politische Ding, dass sie die Reisebestimmungen etwas aufgelockert haben. Da fing das ja schon an. Man konnte dann irgendwann, äh, einer in der Familie, also, nicht beide Elternteile, sondern einer in der Familie durfte dann auch in den Westen fahren irgendwann und seine Verwandten besuchen.“ (Tobias, S. 3)

Die Geschichten widersprechen sich etwas: Während Mandy von einer Verstärkung der Kontrollen spricht, erzählt Tobias von Lockerungen. Der vermeintliche Widerspruch löst sich jedoch auf, wenn man bedenkt, dass die von Tobias erwähnte Ausreiseverordnung⁹ eine Ven-

9 Damit meint Tobias vermutlich die „Verordnung über Reisen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nach dem Ausland“ vom 30. 11. 1988. Durch diese Verordnung konnten ab 1. 1. 1989 mehr Personen als zuvor Privatreisen (zu Familienereignissen) oder endgültige Ausreisen genehmigt bekommen (vgl. Deutschland Archiv 1989, S. 108-112).

tilfunktion erfüllte und viele Ausreisewillige erst einmal wieder ruhig stellen konnte. Mandy erzählt hingegen, wie sich verschiedene Gruppen unter dem Dach der Kirche als Oppositionsgruppen treffen. Der innere Druck in der DDR steigt Ende der 80er Jahre stetig an. Ich erinnere noch einmal an einige Gründe dafür. Zum einen beginnt ab 1985 die Politik der Perestroika in der damaligen Sowjetunion. In der DDR wächst derweil die Unzufriedenheit über die Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation¹⁰ und gleichzeitig der Einfluss von Umwelt- und Friedensbewegungen. Im Jahr 1988 wird die Auslieferung des kritischen russischen Magazins Sputnik in der DDR von der SED verhindert. Im Jahr darauf wird die Wahlfälschung der Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 bekannt (vgl. Lindner 1998, S. 25-32).

Den Startschuss für die Massenflucht aus der DDR setzte am 11. September 1989 die Grenzöffnung Ungarns zu Österreich,¹¹ die zum Auslöser der Wende wird. DDR-Bürger, die sich in Ungarn aufhielten, durften damals nach Österreich ausreisen. Bereits im Mai hatte der Abbau der Grenzzäune begonnen, und die Fluchtwelle hatte eingesetzt. Ab Juli flohen viele in die Botschaften der Bundesrepublik in Prag, Budapest, Ost-Berlin und später Warschau (vgl. Lindner 1998, S. 47). Dies setzte eine Massenbewegung in Gang. Auch Steffi, damals schon volljährig, und Mandy (16 Jahre) überlegten, die DDR zu verlassen:

„Ja, also, in meinem Freundeskreis hab ich das so extrem gemerkt. Wir waren fast, ja in fast verschwörerischer Gemeinschaft trafen wir uns oft so, nachdem wir irgendwie abends weg waren. Haben Pläne geschmiedet, wie man denn nun fliehen könne. Also, natürlich hat man dann immer mehr erfahren, von den Leuten, die über Ungarn in den Westen gegangen sind.

10 „Also, ich kann mich auch noch so an Zeiten erinnern, so vor der Wende, ich weiß nicht wie lang, das muss so knapp davor gewesen sein, dass die Läden auch richtig leer waren. Dass man irgendwie auch richtig Probleme hatte, also noch rechtzeitig ein Brot zu bekommen. Es gab irgendwie so'ne Zeit, wo das ganz krass war, also so, ...

I: Vielleicht Mitte, Ende der 80er?

A: Ja, das war irgendwie kurz vor der, Ende der 80er irgendwie schon. Vielleicht war es das letzte Jahr schon. Dass es irgendwie so'ne Zeit gab, wo man sich beeilen musste, so'n Brot zu kriegen, das ...“ (Anja, S. 7)

11 „Innerhalb von 3 Tagen kamen 15.000 DDR-Bürger in die Bundesrepublik“ (Lindner 1998, S. 46).

Also, als es möglich wurde über die Botschaften auszureisen. Ja, das fanden wir alle recht verlockend. Freunde, die ich hatte, wir wollten alle weg aus der DDR. Wir fanden das alle ganz grauselig und sahen das nun als Lichtblick irgendwie, dass sich da nun diese Öffnung auftat. Ja, und einige von mir sind dann damals diesen Weg gegangen, einige Freunde von mir sind gegangen. Ja und ich hatte ja damals noch meine Ausbildung vor mir. Die wollte ich auf jeden Fall noch zu Ende machen.“ (Steffi, S. 2)

Man erkennt, wie wenig Steffi noch hält. Bereits einen Monat nach dem Fall der Mauer und nach Beendigung ihrer Lehre wird sie nach Westdeutschland übersiedeln. Wie weit verbreitet der Gedanke an die Ausreise gewesen sein muss, erzählt auch Mandy. Ihre Mutter verbietet ihr jedoch „abzuhauen“, während ihre Tante über die Botschaft der BRD in Prag flieht. Noch hat sie auch zu viel Angst in den Westen zu gehen, und die Beziehungen zu ihren Freunden halten sie vorerst zurück:

„Halt, wie gesagt, meine Tante und ich, wir hatten sogar überlegt nach Prag zu gehen. Meine Tante hat sich, also, wir haben das meiner Oma anvertraut, und sie hat das dann auch gemacht. Meine Mutter hat halt gesagt: ich auf keinen Fall. Ich hatte meine Ausbildung noch nicht abgeschlossen. Ich hatte noch nicht meinen Facharbeiter, hm. Es war dann aber auch schon zu der Zeit, wo ich da in dieser Fabrik gearbeitet hab. Und, ähm, das war auch, ähm, politisch echt enger, also, die haben echt auch so'n bisschen den Gürtel auch angeschnallt. Also, es war halt einerseits das mit Prag und so das. Das wussten wir alle.

Ich war zum Beispiel in dem Sommer, hab ich, hatten wir ne Ungarnreise nach Budapest [...]. Und als ich von Budapest wieder gekommen bin, haben die mich irgendwie, weiß ich nich', haben die mir irgendwie eine Auszeichnung gegeben so ungefähr: „Du bist der größte Blödmann des Jahres, weil Du von Budapest wieder zurück gekommen bist.“ [...] Aber, was sollte ich da jetzt allein im Westen. Ich wär mit meiner Tante, da wär ich schon rüber gegangen, weil ich das schon irgendwie: oh, die große weite Welt und der Westen.

Und irgendwie war dann auch schon so'ne Stimmung: oh, was sollen wir hier werden? Wir haben ja keine Zukunft! Und so. Und das war schon alles so 'n bisschen mmm. Wir hatten ..., meine ganzen Freunde, alle waren zu Hause. Die ganze Clique und so. Ich hab mich auch richtig wohl gefühlt

zu Hause, ne. Und darum bin ich dann auch von Budapest wieder gekommen. Und es war aber schon, du hast es gemerkt.“ (Mandy, S. 5 f)

Die Demonstrationen sind dann eine Folge der Ausreisewelle. Ursprünglich versammelten sich hier Personen, die der Regierung vermitteln wollten, dass sie nicht ausreisen, sondern ihr Land verändern und neu gestalten wollten (vgl. Lindner 1998, S. 65 f.). Am 17. Oktober setzt die Regierung Erich Honecker als Staatsratsvorsitzenden ab.

Demonstrationen

Alle sechs Interviewten geben in den Gesprächen an, bei Demonstrationen beteiligt gewesen zu sein. Diese Erfahrung bildet heute das Fundament für das Gefühl, selbst die „friedliche Revolution“, die zunächst zum Fall der Mauer und dann zur deutschen Wiedervereinigung führte, erreicht zu haben.¹² Und tatsächlich fand am 4. November 1989 in Berlin die größte Demonstration in der Geschichte der DDR statt. In den Kundgebungen drückten Massen von DDR-Bürgern ihre Meinung aus.¹³ Im Gedächtnis meiner Interviewten ist es dieser Druck, der zur Wende führte. Die Demonstrationen sind in den Erinnerungen mit den eindrücklichsten Gefühlen verbunden:

„Und dann gingen natürlich auch die ganzen Demonstrationen los, die Montagsdemonstrationen. Und da waren wir auch mit auf den Straßen. Und das war ne total geile Zeit irgendwie, das mit zu erleben. Einfach so, wie so ne Eigendynamik entsteht. Das war irre. Das war, oh, das geht so unter die Haut. Das ist so gänsehautverdächtig. Weil ..., boh, ... da ging, das war irre. Was da für'n Gemeinschaftsgefühl ausging von uns, das war Wahnsinn. Das war ne ganz, ganz, ganz tolle Zeit.“ (Mandy, S. 6)

12 In 79 Städten der DDR wurde mehr als zehn Mal demonstriert, jedoch auf unterschiedliche Weise und mit teilweise regionalem Bezug der Forderungen (vgl. Lindner 1998, S. 93). „Ich war mit meiner Mutter auch 'nen paar mal auf Demonstrationen oder einfach nur Zusammenrottungen, ohne dass man aktiv was gemacht hatte außer eben zusammenzukommen. Ohne, dass da jemand 'ne Rede führte.“ (Steffi, S. 2)

13 Zum Beispiel Bettina, die sonst politisch nicht interessiert war: „Man hat so gezeigt, dass man eben so dagegen is. Gegen die ganze sozialistische Regierung, ne? Oder so. Das war so der ganze Ausdruck, den man dann so zeigen konnte, dass man da nicht so einverstanden war damit.“ (Bettina, S. 1)

Ein wichtiger Aspekt war die Gewaltfreiheit. Es bestand die Gefahr, dass die Demonstrationen, wie 1953 in Berlin, 1968 in Prag und am 4. Juni 1989 in China, durch die Armee gewaltsam unterbunden werden könnten.

Enrico liefert einen fast vollständigen Bericht¹⁴ von den Demonstrationen in einer Kleinstadt in Mecklenburg/Vorpommern:

„E: Also ich hab. Das hab ich schon doll mitbekommen. Man hat dann dauernd in den Nachrichten, als Kind hat man nicht viel Fernseh, also nicht Nachrichten viel geguckt. Man merkte aber, es wurde immer unruhiger und immer die Montagsdemonstrationen in Leipzig hat man dann im Fernsehen immer gesehen.

Und so langsam ging's dann hier oben auch los. Wir hingen dann ja immer hinterher, ne. [...] Und dann sind wir immer zur damaligen, zum damaligen Stasigebäude immer gegangen.

[...] Und dort hat sich alles versammelt und denn hat einer vom Neues Forum, hat dort jede Woche seine Ansprache gehalten und natürlich waren die Leute dann auch angeheizt und haben dann auch Parolen gerufen (lacht) und das war dann irgendwie, damals war das irgendwie so, das war irgendwie, ja, so'ne schöne ... Na, das ging irgendwie, na ja, Gänsehautgefühl gewesen, ne.

Und von diesem Stasigebäude sind wir dann zur SED-Kreisleitung. Dort wurden dann Kerzen aufgestellt und die Sprüche denn: „Wir sind hier, wo seid Ihr?“ Wollten die halt raus rufen. Aber es war halt immer nie Regung gewesen. Die haben sich immer tot gestellt sozusagen. Bloß einmal war das dann so weit gewesen, dann hat wohl doch einer geguckt an der Gardine oder so, die hat sich dann bewegt und die Leute haben's gesehen. Und dann war auch ordentlich Unruhe dann gewesen. Die Leute klopfen an die Tür. Dann wollten se halt unbedingt rein und das Haus stürmen denn.

Zum Glück kam's nich so weit, denk ich mal. Und das war dann auch ziemlich friedlich. Und das war auch immer beruhigend für uns alle. Also, man wollte zwar, wollte was erreichen, wir jungen Leute wollten ..., man wollte halt irgendwie ne Wende erreichen. [...] Und es herrschte schon, glaub ich, so'n ganz schöner Druck auf unsre Regierung damals. Die zum Glück nicht so recht wussten, was se nu machen sollten. Es war sehr viel Militär immer unterwegs gewesen. So viel ich weiß auch von Leuten, die damals gedient hatten. Die sind immer mit, mit ... na halt ... bei den Um-

14 Die ungekürzte Version des Berichtes befindet sich im Anhang S. 87 f.

zügen immer Wache stehen und immer ... na ja ... Sicherheit halten da. Hatten da, so wie ich wusste, die waren schon immer geladen. Aber es kam, sie haben selber gesagt, sie hätten nicht geschossen, denn sie ... die wollten ja, die waren ja auch auf der Seite gewesen, ne. Aber das war ... damals gab's halt diesen Befehl. Die mussten mit ... na, entsicherten Gewehren, sag ich mal so, mussten se denn, durften se denn da Parole stehen.“ (Enrico, S. 1 f.)

Doch nicht alle demonstrieren, nicht alle lehnen ihr Leben in der DDR ab. Dies ist ebenso eine Generationenfrage wie auch eine Frage der politischen Einstellung. Die unterschiedlichen Meinungen finden sich in Enricos Familie:

„E: [...] ich glaub, ich hatte nen Einfluss mehr von meinen Eltern gehabt. Weil meine Eltern die waren, also bei uns in meiner Familie war das ja so gewesen, dass meine Eltern nicht in der Partei drinne waren. Aber mein, mein Großvater war doch schon also, ne hohe Funktion hat der bei der SED gehabt. [...] Und von dieser Menschenkette sind wir dann zurück gefahren zu meinen Großeltern, eigentlich nur zum Kaffee trinken und dann ging das dann so los, man hat sich so unterhalten: „Na, was habt ihr denn so getrieben?“ Und denn haben we denn gesagt, wo wir waren, und mein Großvater konnte das auch nicht verstehen. Und das hat ihn damals auch sehr gewurmt, dass man doch für eine Veränderung da war. Weil ... er, die haben das damals alles für schön gehalten. Die haben das nicht eingesehen.“ (Enrico, S. 6)

Er ist der Einzige der Interviewten, der über eine Person erzählt, die an die DDR geglaubt hat. In den anderen Interviews wird im Teil über die DDR nur Kritik thematisiert und das eigene „Mitläufertum“ durch die Kindheit erklärt. Mir wurde der Eindruck vermittelt, dass damals alle für eine Veränderung eintraten.

Grenzöffnung

Als Reaktion auf die Perestroika- und Glasnost-Politik Gorbatschows setzte sich der Prozess der Öffnung Osteuropas in Gang. Die DDR nahm sich davon jedoch aus und verfolgte weiter eine strikte Linie. Dies führte zur Absetzung Erich Honeckers am 17. Oktober 1989, wor-

aufhin Egon Krenz Generalsekretär wurde. Der Druck im Land wuchs trotzdem weiter, wie Tobias erklärt:

„Das man merkt, es tut sich was, und dann irgendwann dieses Brodeln und wo Leute auf die Straße gingen. Das waren ja Wochen auch diese Montagsdemos. Das war ja nen Prozess, das war ja nicht von heute auf morgen. Wo man dann immer eigentlich schon drinsteckt. Man merkte, das ist jetzt nicht mehr zu stoppen. Die Frage ist jetzt nur noch: Wann. So. Und als es dann so offiziell war, da haben wir dann nur noch gesagt, tja, jetzt wird's ja langsam Zeit, haben ja jetzt auch 'en halbes Jahr lang dafür demonstriert so und peng.“ (Tobias, S. 4)

Tobias beschreibt den ostdeutschen Prozess der Wende. Im Gegensatz zu ihm fanden meine anderen Interviewpartner dies alles nicht voraussehbar, sondern waren im Gegenteil von der Grenzöffnung überrascht.¹⁵

Nach dem 9. November 1989 befragt, konnten sich Steffi, Enrico und Mandy noch genau erinnern. Die Nacht vom 9. auf den 10. November war für alle, die es bewusst erlebten,¹⁶ das wohl emotionalste Ereignis der Wende.

„Und als dann diese Grenzöffnung kam und dann einfach das klar war: jederzeit, wann er will, kann er rüber gehen, hinziehen, wenn ich das möchte, kann man ja mit Worten nicht so beschreiben, was für'n Glücksgefühl war ... also, find ich schön. Das war einfach der Hammer.“ (Tobias, S. 3)

Enrico hat sofort den Impuls, in den Westen fahren zu wollen. Er erinnert sich sogar noch an die Person Schabowskis und die spontane Verlautbarung der Resolution. Sie wurde am 9. November verlesen und führte dann zur vorschnellen Öffnung der Grenzen:

15 „Und ich saß da halt irgendwie total banal und bin irgendwie abends von der Spätschicht gekommen. Und am nächsten Tag haben wir dann erfahren, was da passiert ist und ich konnte es irgendwie überhaupt nicht fassen, was da los war und so.“ (Mandy, S. 2); oder Anja: „Daher war es schon sehr überraschend, dass dann diese Wende kam.“ (Anja, S. 7)

16 Bettina hat es z. B. nicht sofort erfahren: „Aber ... wie das dann letztendlich dazu kam, hab ich 'nen Tach später dann erst mitgekriegt. [...] Aber direkt, wie das so dazu gekommen ist, dass da dann auch so viele auf die Straße gegangen sind, dass da irgendwas mal kommen musste. Aber, dass das mal in diese Richtung dann gehen würde, da hab ich damals auch gar nicht so gewusst oder gedacht.“ (Bettina, S. 1)

„Ja, dann weiß ich noch. Dann kam es zum 9. 11. abends. Mit Mal hat mich, ich war glaub ich damals bei meinem ..., ne, da war ich zu Hause, stimmt. Da haben wir dann Nachrichten geguckt und da kam diese Mitteilung von, glaub ich, Schabowski...

I: ja, Schabowski war das.

E: von diesem Herrn Schabowski, dass die Wende, also, dass halt die Grenzen wohl ..., der war ja selbst ganz verdattert gewesen, halt aufgemacht werden, ne. Und jedenfalls sind wir denn, wir sind denn auch untereinander zu Kumpels hin: was machen wir? Fahren wir rüber, oder? Aber wir haben's nich' gemacht.

Und, jedenfalls meine Eltern, die waren, man war so euphorisch. Man wollte ja immer gleich fahren. Ich hatte damals so'n kleinen Nachzügler. Mein Bruder denn noch. Der kam ... Der war damals, in die Zeit war er damals im Krankenhaus. Aber ich wollte ja auch unbedingt fahren. Wir sind dann, wir sind dann zwei Monate später, im Dezember, sind wir dann das erste Mal rüber gefahren.

Ja, das war schon bewegend, sehr, sehr bewegend gewesen. Das auch im Fernsehen zu sehen, wie se, wo se die Grenzen aufgemacht hab'n. Wie die Leute sich in die Arme fielen. Also, das war ... schon super.“ (Enrico, S. 2 f.)

Steffi und ihre Familie fassen noch am selben Abend den Entschluss nach Berlin zu fahren, um sich selbst ein Urteil zu bilden:

„Wir sind dann also, mein mittlerer Bruder sozusagen, Daniel, ich und meine Eltern sind dann nach Berlin gefahren, in einer Nacht-und-Nebel-Aktion und haben dann also gesehen, wie das ganze da von statten ging. Das war natürlich total spektakulär. Das war also waahnsinnig ergreifend. Wie man das eben heute noch sieht. Die Leute waren total erfasst auf allen Seiten, fielen sich tatsächlich um den Hals und man dachte die Welt wird von nun an auf jeden Fall besser und nun wird sich alles zum Guten wenden. Dann sind wir den ganzen Abend durch Westberlin gelaufen. Wirklich den ganzen Abend, äh, einfach nur so durch die Gegend getrabt. Und sind dann auch noch in so 'n Restaurant, ja, so was in der Art gegangen, haben uns da einfach hingestellt, haben da sogar noch was getrunken und waren einfach ganz überwältigt von der ganzen Situation.

Ja, ich weiß, dass ich am nächsten Tag, da ging das ja schon los, dass sich die Leute angestellt haben, um das Begrüßungsgeld oder so abzuholen. Und das fand ich damals schon ziemlich, äh, schwierig. Also ich dachte:

Mein Gott, die stehen hier irgendwie an, als wären sie der letzte Honk. Also, man konnte sowieso unterscheiden, also, man hat es den Menschen angesehen wo sie herkommen. Das war wirklich noch, ne, ... äh, extrem sichtbar. Das fand ich aber schon so extrem unangenehm und peinlich. Wenn man an Geschäften vorbeigegangen ist, dann gab's auch irgendwie, dann haben die Schokolade verteilt oder so. Das fand ich sehr unangenehm, so diese Rolle, die man gleich einnahm. Ja. Ja, das war das zu der Zeit.“ (Steffi, S. 5)

Steffi kann die Nacht in Berlin, direkt am Ort des Geschehens und nicht zu Hause vor dem Fernseher, beschreiben. Aber schon am nächsten Tag mischen sich die ersten negativen Gefühle über die Rolle der DDR-Bürger ein. Sie entwickelt ein Schamgefühl in den Situationen, in denen die Westberliner Geld oder Schokolade verteilen. Es haben sich für sie schon an diesem Tag zwei gut unterscheidbare Gruppen herausgebildet. Ist es ihr peinlich, dass die Ostdeutschen diese Geschenke annehmen – oder dass die Westdeutschen denken, dass sie das wollen? Diese wiederholen nur, was sie davor auch in unzähligen Päckchen schon getan haben. Steffi sieht eine Hierarchie, die sich in den nächsten Jahren noch verstärken wird.

Konsum und Währungsreform

Ein weiteres wichtiges Erlebnis folgt mit dem ersten Besuch im Westen. Die Annahme des Begrüßungsgeldes und der erste große Kaufrausch sind meist mit inbegriffen:

„E: Der erste Besuch im Westen. Da kann ich mich auch noch gut erinnern. Da sind wir. Das war, glaub ich im Dezember. Ich weiß, das war am 17. Dezember, so was vergisst man immer nicht. Da sind wir mit unserm Trabant, [...] und standen, och ich glaub, 20 km vorher, vor der Grenze standen wir im Stau und denn eben, ne. Und, das war uns ja egal. Man wollte ja unbedingt rüber. Dann sind wir rüber gefahren, erstmal zur Grenze war ich so aufgeregt gewesen, erstmal zur Grenze ranzukommen, Visum rauszuholen, unsern Personalausweis und, nee, Visum brauchten wir ja gar nicht mehr. Personalausweis. Personalausweis mussten wir vorzeigen. Und na ja, dann hab'n se uns viel Spaß gewünscht beim Aufenthalt in der BRD.

Und denn sind we rüber gefahren nach Sch.

Na ja und in Sch. sofort bei und wie das so war: die riesen Obststände. Da hat man da so Augen bekommen. Und, ich mein, ich weiß auch nicht, eigentlich ist es Blödsinn, aber man hat es ja bei uns nicht so gesehen. Es war ... na Orangen und Bananen und was es denn eben gab.

Und dann sind we halt weiter gefahren bis nach S.. Das war ja damals unsre Partnerstadt. [...] Dann hörten wir von einigen in S., dass es da so 'ne Kirche gab oder so'n Kirchen ... Das war nicht in der Kirche. Das war aber von der Kirche organisiert. In so'm Saal, da durften, da hab'n se denn die Ostdeutschen eingeladen zum Frühstück. Dann sind wir dann da hin zum Frühstück. Das war auch alles umsonst gewesen denn so, ne?“ (Enrico, S. 3)

Sehr deutlich ist im ersten Abschnitt zu sehen, dass Enrico sich noch daran gewöhnen muss, dass ein Tabu gefallen ist und er einfach mit seinem Personalausweis die Grenze passieren kann.

Das Begrüßungsgeld für die Bürger der DDR wurde aus Gründen der einfacheren Organisation über die Partnerstädte verteilt. Enricos Zitat gibt einen Eindruck davon, wie unwirklich das „Rüber-fahren“ mit dem ersten Kontakt mit der westlichen Welt zusammenspielte. Der Konsum, „endlich alles kaufen können“, ist im Nachhinein einer der wichtigsten Aspekte der Wende.¹⁷ In der DDR sorgten für die Befriedigung dieser Bedürfnisse neben den Intershops, in denen man nur mit Devisen einkaufen konnte, auch Läden wie die „Jugendmode“ oder das „Exquisit“. Hier wurde westlich orientierte Mode mit besserer Qualität für einen sehr viel höheren Preis als sonst üblich angeboten. Dort einzukaufen war für viele DDR-Bürger etwas Besonderes. Die folgende Erzählung von Anja ist dafür ein Beispiel und zeigt gleichfalls, wie sie die Entwertung vieler in der DDR hart erkämpfter Dinge erlebt hat.

17 Steffi fasst zusammen: „Und ich weiß noch, dass es dann mit der Währungsreform, aber das war ja später ...

I: Ja, so'n halbes Jahr später.

S: Aber so diese Diskussionen darum und, dass sich die Menschen darüber Gedanken gemacht haben. Und natürlich war sofort, ich glaube sofort änderte sich die ganze Konsumwelt.“ (Steffi, S. 6)

„A: Wie die Boutique heute, so Exquisit. Ich hab ja dann im Zoo viel gearbeitet, hab mir dann da Taschengeld verdient und dann hab ich mir davon, so (lacht) also, urst teure Turnschuhe von gekauft, so im Exquisitladen, (lacht). Und, ja, klar, ich mein [...]

I: Und das war schon was besonderes dann auch, oder? Dass Du in diesem Laden gekauft hast mal, oder?

A: Ja, klar, ich kann mich nicht dran erinnern (lacht), dass ich jemals sonst in diesem Laden gekauft hätte. Das war wirklich ...

I: Deine Mutter auch nicht?

A: Nee, wüßt' ich nich, das war wirklich, dass ich so'ne Schuhe haben wollte, und das gab es so'ne Schuhe und ich hab mir halt das Geld verdient (lacht trotzig) und konnte sie mir nachher auch kaufen, also.

I: Ja, super Gefühl, oder?

A: Ja, klar. Bloß dann kurz darauf war dann irgendwie die Wende und dann war's sowieso alles egal. Wahrscheinlich hab ich mich dann geärgert, dass ich da so viel Geld ausgegeben hab, also. Wie wahrscheinlich auch viele Leute für technische Geräte, so, ne, die dann ja waahnsinnig teuer waren, ne. Plötzlich, drüben hab'n se das Zeug weggeschmissen, ja, und, und, äh,...“ (Anja, S. 8)

Der Rückstand der DDR bei vielen Konsumgütern (Autos, Wohnungseinrichtung, Kleidung, Elektronik usw.) sollte dann auch in wenigen Jahren aufgeholt werden. Doch dazu brauchte es die D-Mark. Deshalb war es besonders wichtig, auch um den schnellen Ausverkauf der DDR zu stoppen, eine Angleichung der Währungen vorzunehmen. Dies geschah am 1. Juli 1990 durch die Wirtschafts-, Währungs-, und Sozialunion (obwohl die DDR faktisch noch bestand). Damit setzte ein Prozess ein, der von Mandy, Tobias und Anja als eine bis heute anhaltende Talfahrt der ostdeutschen Wirtschaft erlebt wird:

„Ja. Das erste, was man da natürlich gemerkt hat, war, dass man natürlich andere Sachen kaufen konnte und so. Dass das dann halt anderes Geld gab, dass es andere Sachen zu kaufen gab. Das war auf alle Fälle ... und auch sehr schnell, dass Betriebe nicht überleben. Dass man schon gemerkt hat so, ja, dass halt viel echt auch in der DDR, dass es deswegen vielleicht auch gecrashed ist, weil die das nicht mehr halten konnten. Weil es doch auf Sand gebaut war und weil sie es auch wirtschaftlich nicht mehr halten konnten.“ (Mandy, S. 8)

Systemwechsel

Der offizielle Tag der Wiedervereinigung ist der 3. Oktober 1990. Doch trotz aller Veränderungen im Osten verlassen immer noch Tausende das Land. Auch dies war ein Weg zur Vereinigung. So gingen auch Steffi, Mandy und Tobias „in den Westen“. Er beschreibt seine Übersiedlung aus familiären Gründen:

„Und im Grunde genommen sind mein Vater und ich original hier rüber gegangen in der Hoffnung, dass wir die Familie noch mal flicken. Und sind dann ... also, er wollte eigentlich alleine gehen und ich sach: „ne läuft nich, ich komm mit“. Damals irgendwie, wie gesagt, total geil drauf gewesen und wollte das unbedingt und fand das einfach nur spannend und war natürlich durch die Familie auch sehr stark ..., ähm, getroffen. Die Freunde, alles was ich in dem Augenblick eigentlich hatte drüben, das war mir in dem Augenblick relativ unwichtig. Ist eigentlich erst im Nachgang so, ist einem dann klar geworden so, wo man in der Anfangsphase öfter mal zurückgefahren is, was man eigentlich zurück gelassen hat so. Aber so, ansonsten aus dieser Wohnung da raus zu kommen und in' Westen zu gehen und zu schauen was da geht, fand ich erst mal spannend so. Und vor allen Dingen vor dem Hintergrund so, dass die Familie dadurch noch mal zusammen kommt. Und so sind wir gegangen so. Und das war richtig abenteuerlich.

Wir hatten ja, mein Vater hatte damals, meine Eltern hatten ja keinen Führerschein, Du kennst ja die Geschichte da: 10 Jahre warten auf 'nen Trabbi und so weiter und fort. Also, er hatte keinen Führerschein, wir konnten also nicht mal eben mit dem Auto wegfahren. Wir sind original jeder mit seinen 2 Koffern in' Zuch in S. und nach H. über die Grenze rüber gefahrn. Und dann in H. zum Deutschen Roten Kreuz. ‚Hallo, äh, is doch 'nen sozialer Verband hier. Wir möchten gern übersiedeln.‘ So.“ (Tobias, S. 5)

Hier trennen sich dann die Wege der jugendlichen Übersiedler und der ostdeutschen Jugendlichen. Während Steffi¹⁸, Mandy¹⁹ und Tobias

18 Steffi möchte in ihrem Beruf nicht weiter arbeiten und folgt ihrem damaligen Freund in den Westen.

19 Mandy sieht in ihrer Fabrik keine Zukunft mehr. Über ihre Mutter erhält sie einen Ausbildungsplatz als Restaurantfachfrau in Bayern. Als Hauptgrund der Übersiedlung könnte man Perspektivlosigkeit nennen.

versuchen sich im Westen ein neues Leben aufzubauen, erleben Enrico, Bettina und Anja die Veränderungen ihres alten Lebensumfeldes. Der Westen kommt zu ihnen mit allen positiven und negativen Seiten einer starken Umstrukturierung:

„Das ist sicherlich schon einschneidend gewesen mit dieser Wende. Also, was ja auch kulturell eigentlich ein völliges Verändern war, also ... ganz andere ... ja, ein ganz anderes Leben, ganz andere Sorgen, ganz andere Probleme, oder äh, ja.

Erstmal hat man's ja auch nicht so erwartet. Also, ich hab mir als Kind immer so vorgestellt, na ja, schon, dass irgendwann auch wieder ein ganzes Deutschland da sein wird. Also, es war schon mal ganz und dann wird es auch wieder ganz. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass, na ja, dass man das so selber erlebt, also. Na ja, es hat sich ja viel verändert in der Geschichte ja auch und so, ne. Es entwickelt sich ja, es entwickeln sich ja alle Kulturen, Gesellschaften oder wie auch immer. Und, ehm, ich konnte mir das eben nicht vorstellen, dass man das selbst erlebt, dass hab ich eben nicht gedacht.“ (Anja, S. 7)

Anja ist über die Verhältnisse im Westen tief enttäuscht, obwohl sie durch Westverwandte und Westmedien nicht ahnungslos war. Sie hat die schnellen Veränderungen in ihrem Leben nicht so einfach bewältigen können. Sie spricht im Allgemeinen an, was Enrico für das Lebensumfeld der Jugendlichen ausführt. Denn es verschwinden innerhalb eines Jahres DDR-typische Organisationen von der Staatssicherheit bis zur FDJ:

„Doch, es gab auch wirklich Veränderungen in der Schule bei uns. Dass wir zwar noch mit allen Lehrern Unterricht hatten, bloß es ging langsam so los, die meisten Lehrer waren ja in der SED damals, dass die schon so langsam, so, ... sozusagen abgesägt wurden. Mein damaliger Staatsbürgerkundelehrer,²⁰ dieser Herr B., der ist ... also, das war ein ganz feiner Mensch eigentlich gewesen, der ist, damals sind ja alle noch ausgetreten aus der SED und ... ja, also diese, das hat man schon gemerkt, dass diese dann von ..., nich' so von andern Lehrern aber auch so von Eltern, dass die denn so auch gemobbt und so dann wurden, ne. Und bei diesem Lehrer

20 Staatsbürgerkunde war ab der 5. Klasse ein Unterrichtsfach, in dem die Geschichte und Ideologie des sozialistischen Staates vermittelt wurde.

tat mir das dann schon doll weh. Also, weil der eigentlich nach außen hin, also zu uns, immer 'nen ganz feiner Mensch war. Und ob er nun, was er nun getan hat, na ja.

So und dann hat man nun diese, was man noch bemerkt hat, so diese ... diese, was so langsam zum Vorschein kam: diese Stasi. Wer so alles in der Stasi war, ne. Also das haben wir, also so langsam haben wir gehört: diese Person war drinne, diese Person war drinne. Also, dass die immer ... die hatten dann aber immer höhere Posten dann immer gehabt. Also diese kleineren Zugänger, wie die IMs oder so sind bis heute noch ... also sind bis heute wieder untergetaucht. Also, sind nie zum Vorschein gekommen.“ (Enrico, S. 3 f.)

An der Geschichte von Herrn B. sieht man, wie schwer es Enrico fällt zu sehen, wie seine früheren Autoritätspersonen „abgesägt werden“. Er beurteilt seinen Lehrer menschlich und sieht den politischen Grund der Kündigung nicht ein. Er erzählt auch von der teilweisen Aufdeckung der Aktivitäten der Staatssicherheit. Dies wirkt allerdings sehr distanziert und kühl.

Die Abwicklung der DDR-Wirtschaft und die damit verbundene Übernahme durch westliche Firmen und Strukturen wird sehr häufig thematisiert. Am 17. Juni 1990 beginnt die Arbeit der Treuhand-Gesellschaft mit der Privatisierung des Volkseigentums (vgl. Judt 1998, S. 164), schon ein halbes Jahr vor der staatlichen Wiedervereinigung.

In der wirtschaftlichen Entwicklung liegt auch eine Ursache für die Unzufriedenheit der Ostdeutschen heute. So haben mir Anja, Tobias und Mandy²¹ vermittelt, dass sie die Wende auf diese Art und Wei-

21 „Und als System, an Werten die dort gelebt wurden, an Gemeinschaft und so, muss ich echt sagen, find ich die DDR tausendmal besser als das hier. Also, der Reiz hier, dass, also, das ist wie so 'ne Werbeabteilung hier, wo de erst denkst: boh, wie toll und so und wenn de dahinter schaut, sitze nachher in der Hölle oder so. Wo de dann sagst: ja, aber es war doch alles so schön bunt und so toll. Ja, das war halt die Werbeabteilung, ne. Und ich find halt, das is' auch das, wo das Ding hier auch wirklich an seine Grenzen kommt und was, wo ich auch wirklich bei der DDR, was ich auch mit der DDR identifiziere. Ich weiß jetzt aber auch nicht, ob das die DDR war. Das ist halt, dass da andere Werte gelebt wurden, dass es da nicht um diesen Konsum ging und nich' so um ..., sondern so um diese Glückseligkeit, also, das Wichtige am Leben, also, woraus man sozusagen seinen Saft zieht, seine Nahrung zieht. Das ist ja hier alles so wirklich an der Wirtschaft, am Geld verdienen, am Konsum und darüber, darüber definiert man sich dann.“ (Mandy, S. 12)

se nicht wollten und sich teilweise an den Argumenten der damaligen Bürgerbewegung orientierten:

„Ich hab das auch, also ich persönlich hab das auch nicht so gedacht, dass ... Also, ich hätte mir das auch anders vorgestellt oder anders gewünscht, also diese, diese Grenzöffnung war, und das alles so unklar war: was wird jetzt. Also, äh, wird es jetzt zwei Staaten geben oder wird sofort vereinigt werden. Also ich hätte mir das zu der Zeit eher so vorgestellt, dass man eher noch so versucht den eigenen, also, sich erstmal so zu stabilisieren und so. Also, dass es den eigenen Staat erstmal noch so gibt und so ... Weil, wir hatten ja auch so eigene Werte oder bestimmte Dinge, die es vielleicht wert gewesen wären zu erhalten oder zu übernehmen. Und das ist alles irgendwie so verschlungen worden, auf einmal. Also, das war sehr unschön. Was mich heute auch noch irgendwie so ärgert. Also, ich weiß noch, wir sind dann auch noch auf die Straße gegangen. Irgendwie, dafür, dass es erstmal noch nicht sofort zur Vereinigung kommt. Also, man war froh, dass die Grenzen geöffnet wurden, also, das war gut so, aber man hat das schon mit Bedenken gesehen, weil das eben kulturell und so, äh, menschlich oder moralisch auch so völlig verschiedene Staaten waren. Also, völlig verschiedene Menschen, völlig verschiedene Staaten, das kann man nicht einfach so, äh, zusammenführen, das, äh, hat sich noch nicht so verstanden, das hätte sich erst verstehen müssen. Man miteinander kommunizieren müssen, hätte sich erst mehr annähern müssen. Und dann hätte man sich, wirklich daraus einen Staat hätte machen können.“ (Anja, S. 9)

Anja wollte keine schnelle Angleichung an den Westen. Für sie sind die zu überbrückenden Unterschiede zu groß, um sie so, fast gewaltsam, zusammenzuführen. Auch Ralf Vollbrecht kann diese Einstellung in seiner Untersuchungen finden. Er kommt zu folgender Erklärung: „Konnten sie sich zu Beginn der Umwälzungen in der DDR (z. B. den Montags-Demonstrationen) noch als aktive Mitgestalter verstehen, sehen sie sich nun in die Rolle des freiwilligen oder unfreiwilligen Beobachters gedrängt“ (Vollbrecht 1993, S. 103). Mit tiefen Zweifeln am neuen System ist folgender Beitrag belastet:

„Ist natürlich auch schön, aber, äh, aber, was ich sagen will, das ist eigentlich genauso, genauso, wie es einen realen Sozialismus gegeben hat, gibt es auch eine reale Demokratie. Und das, was sie halt hoch loben ist zwar ge-

sichtlich gut gewachsen und zwar gute Werte und so, aber, wie die ausgelegt werden und umgesetzt werden, weiß nicht, da steht die Demokratie in vielen Fragen der Diktatur oder dem Sozialismus in nichts nach! Ist nur ne andere, in vielen Sachen nur ne andere Ausdrucksweise, Begrifflichkeit. Ich mein Pressefreiheit schön und gut, aber, was schreibt denn die Presse hier und wer bezahlt sie? Wo kriegt die Presse ihr Geld her?

Weißt du, es ist einfach alles aufs Geld aus, geldmäßig organisiert. Deswegen brauchst du auch die Bild nicht lesen oder keine andere, kaum ne andere Zeitung hier. Weil es alle, es geht immer nur darum, sich zu verkaufen. Egal, was da drin steht oder nicht. Also, ... das ist halt alles relativ irgendwie. Und das ist mir auch dadurch bewusst geworden. Denn man hat irgendwie was anderes erwartet. Und dann ... stellst du einfach fest, dass es hier an allen Ecken und Enden vor allem politisch nur hapert. Dass die eigentlich nur Bockmist verzapfen wird und das ne riesen Kohle kostet, [...]“ (Tobias, S. 9)

Die Demokratie als Staatsform wird neben dem Sozialismus²² als eine von verschiedenen Möglichkeiten von Tobias beschrieben. Die Staatsordnung der DDR war aber eine Diktatur. Tobias verbindet mit der Demokratie auch Grundrechte wie die Pressefreiheit und das Wirtschaftssystem. Sein Blick schaut nun distanziert, alles durchleuchtend. Gleichzeitig scheint mir, dass er die Kritik oder gar den Untergang des DDR-Systems mit seinen Mängeln nicht akzeptieren möchte.²³ Hier kann eine Interpretation Vollbrechts Aufschluss über Tobias Darstellung geben:

„Die Mehrheit – auch der Jugendlichen – wollte keine ersatzlose Streichung all dessen, was ihre Lebenswelten jeweils ausmachte, sondern dachte gleichsam an eine Synthese der besten zivilisatorischen Standards des Westens mit denen, die die alte DDR tatsächlich oder

22 Die Idee des Sozialismus bejaht heute sogar Steffi: „So aus heutiger Sicht denk ich, ist es sicherlich ein reizvolles Konzept gewesen. So was wie Sozialismus überhaupt etablieren zu wollen. Also, von der Idee denk ich, und so von verschiedenen Tendenzen, wär des für die Menschheit wohl ganz wohltuend, so was wirklich zu vollziehen.“ (Steffi, S. 9)

23 Die Symptomatik ist wiederzufinden in Detlef Pollacks Artikel: Wirtschaftlicher, sozialer und mentaler Wandel in Ostdeutschland. Eine Bilanz nach zehn Jahren. Pollack betont darin, dass, wie dies auch Tobias macht, die Umsetzung der Demokratie durch die Ostdeutschen kritisiert wird und nicht die Ideale und Normen selbst. Dabei hat die Idee des Sozialismus eine weiterhin sehr hohe Akzeptanz in Ostdeutschland (vgl. Pollack 2000, S. 17).

auch nur vermeintlich zu bieten hatte' (Koch 1991, 22).²⁴ (Vollbrecht 1998, S. 102). Diese Vorstellungen prägen im Folgenden auch das Bild, welches die Interviewten von den neuen Bundesländern zeichnen. Drei von ihnen ziehen noch 1990 in die alten Bundesländer und betrachten die Entwicklung ihrer alten Heimat von weitem, während die anderen drei nach nur einem Wendejahr zu Bürgern der fünf neuen Bundesländer geworden sind.

3.3 Die neuen Bundesländer

Die Transformation der neuen Bundesländer fasst Thomas Ahbe so zusammen: „In den ersten beiden Jahren entfiel fast die Hälfte der Arbeitsplätze, während die Industrieproduktion um zwei Drittel sank. In der gleichen Zeit halbierten sich die Geburtenrate und die Zahl der Eheschließungen. Derweil wurden simultan das Wirtschaftssystem, die politischen Normative und Werte, die Behörden und Institutionen getauscht“ (Ahbe 2003, S. 918).

In den Aussagen über die neuen Bundesländer wurde dieser Strukturwandel beschrieben. Hier können vor allem drei Bereiche des Lebensumfeldes ausgemacht werden: die Veränderung des Arbeitsumfeldes, der Wohnumwelt und des sozialen Umfeldes.

Auch Ralf Vollbrecht thematisiert die Veränderungen des Lebens in den neuen Bundesländern in seiner Studie von 1993. Er stellt fest: „Der soziale Wandel in den neuen Bundesländern wird von den Jugendlichen als Verlust von Heimat erlebt, da ihnen ständig etwas genommen wird von dem, was ihre Identität ausmacht“ (Vollbrecht 1993, S. 101). 12

24 Auch Anja wiegt die „Menge der Gerechtigkeit“ gegeneinander auf: „Klar war das nicht gerecht irgendwo, weil es ja so'n Arbeiter- und Bauernstaat sein sollte und ja angeblich alle gleich sein sollten und alles allen gehört so nach dem Motto, also, es war natürlich nicht richtig. Aber andererseits, war es nichts in dem, was im Westen abgelaufen ist, oder was heute abläuft. Also, das ist eigentlich lachhaft.“ (Anja, S. 7) Dies deckt sich mit statistischen Ergebnissen zur Freiheit, Sicherheit und Gerechtigkeit im Urteil der Bürger von 2000, die Bulmahn so auswertet: „Die Menschen in den neuen Bundesländern setzen andere Prioritäten, Soziale Gerechtigkeit und Sicherheit sind besonders relevant – also die Dimensionen, bei denen die größten Defizite bestehen.“ (Bulmahn 2000, S. 37)

Jahre später haben sich in der untersuchten Gruppe, die in den neuen Bundesländern leben, diese Eindrücke gelegt.²⁵ An ihre Stelle scheinen alltäglichere Themen getreten zu sein. Bettinas Aussagen wirken, als ob ein Verlust irgendeiner Art nicht stattgefunden habe. Durch den Anfang ihrer Ausbildung ändert sich ohnehin ihr Lebensumfeld. Auch Anja und Enrico erinnern sich heute daran nicht mehr so stark. Erst durch ihre Kinder scheinen sie den Verlust sozialer Institutionen zu bemerken.

Ich kann dies nur bei den Übersiedlern feststellen. Die Dagebliebenen haben sich so damit arrangiert, dass sie es in den Interviews nicht erinnern. Dies geschieht wahrscheinlich auf Grund der Stetigkeit und Langsamkeit der Veränderungen, die nach einem Zeitabschnitt (wie ein Besuch ihn bietet) besser sichtbar werden und deshalb von den Übersiedlern stärker wahrgenommen wurden. Es ist von nun an also unerlässlich, zwischen Innen- und Außenblick dieser beiden Gruppen zu unterscheiden.

Arbeitsumfeld

Arbeitslosigkeit ist in den Interviews unmittelbar mit dem Thema „neue Bundesländer“ und „Veränderungen nach der Wende“ verbunden. Dabei sind die Interviewten selbst davon gar nicht unbedingt betroffen (außer zeitweilig Anja, sonst jedoch niemand direkt). Eine große Angst davor ist aber ständig vorhanden. Viele haben das frühzeitige Arbeitsende ihrer Eltern und dessen Auswirkungen miterleben müssen.

Nur Mandys Eltern erlebten einen Karriereabbruch aus politischen Gründen. Die meisten Geschichten von Arbeitslosigkeit handeln aber von Schließungen und Umstrukturierungen der Betriebe im Allgemeinen.

25 Die Bewertung der Situation in den neuen Bundesländern unterliegt Schwankungen. So kam es kurz nach der Wende zu einer Euphorie, einer sehr positiven Beurteilung von Marktwirtschaft und Demokratie, die dann immer stärker abebbte. Es unterscheiden sich dabei auch die tatsächliche Lage und die gefühlte Lage der Menschen (vgl. Pollack 2000, S. 13 f.).

„Und ich seh jetzt bei Thüringen zum Beispiel seh ich jetzt, ich seh da ne ganz große Landflucht überhaupt. Es gibt da keine jungen Menschen, weil es dort keine Arbeit gibt. Das is krass. Was in den Dörfern da. Wer da wohnt. Ich kenn da so wenig, die da noch wohnen. Also es gibt, also, obwohl, es wohnen viele Klassenkameraden von mir noch daheim, aber davon sind auch ganz viele arbeitslos. Die haben halt keine Arbeit, ne. Und ich mein, wenn de jetzt als junger Mensch arbeiten willst und was werden willst, dann musste irgendwohin. Und ich kenn viele, die dann halt auch pendeln noch und so, ne. Und ich glaub aber nich', ich weiß nich, ich seh jetzt für Deutschland auch nicht wirklich, dass es noch mal so 'nen industriellen unglaublichen Aufschwung gibt.“ (Mandy, S. 10)

Mandy beschreibt den direkten Zusammenhang von Wirtschaftsentwicklung und Arbeitslosigkeit, die zur Abwanderung gerade von jungen gut ausgebildeten Menschen und damit zur Überalterung und letztendlich Verödung dieser Landstriche führt.²⁶ Auch in Mecklenburg empfindet Anja die Situation ähnlich wie Mandy in Thüringen und Tobias in Sachsen-Anhalt:²⁷

„A: Ja, ich denk mal, das is jetzt vielleicht auch regional, ob's vielleicht auch nur in Mecklenburg auch so is, das weiß ich nicht. Also, das ist hier so, also, dass so viele Leute weggegangen sind. Das ist immer leerer geworden, hab ich so das Gefühl. Also, es ist auch nicht irgendwie merklich ne Verbesserung, ne, also so, im Gegenteil, man hatte das Gefühl, es stürzt irgendwie alles ab und wird immer weniger. Es wird also alles immer schlechter, also, äh. Es ist immer weniger Arbeit da ...

I: Hattest Du also im letzten Jahr gar nicht das Gefühl, dass es bergauf geht?

A: Also erstmal, ich hab das Gefühl, dass es im Moment immer noch stärker bergab geht und dann irgendwann vielleicht stagniert und dann irgendwann vielleicht auch wieder ein bisschen bergauf. Aber es wird auf

26 In seiner Studie zur Abwanderung aus den neuen Bundesländern von 1989 bis 2000 fasst Werz zusammen: „Der wieder zunehmend ‚negative‘ Saldo zwischen Ost- und Westdeutschland wird hauptsächlich durch abwandernde 18- bis unter 30-Jährige verursacht, wobei die Frauen in der Gruppe der 18- bis 25-Jährigen überproportional vertreten sind.“ (Wertz 2001, S. 26)

27 Teile Sachsens, Thüringens und die Ostseeküste Mecklenburg-Vorpommerns werden als wirtschaftliche Modellregionen betrachtet, in denen sich eine positive Entwicklung zeigt (vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Aufbau_Ost, Zugriff am: 12. 7. 2005).

jeden Fall nicht mehr das geben, was es im Westen gab, also, das auf keinen Fall, also. Garantiert nicht.“ (Anja, S. 11)

„Aufschwung Ost“

Nach der Wende stand das Schlagwort „Aufschwung Ost“ für die Anpassung der Wirtschaft, Sozial- und Infrastruktur an westdeutsche Verhältnisse. Aufgrund optischer und struktureller Veränderungen zieht Mandy für ihre alte Heimat Thüringen jedoch ein negatives Fazit. Sie sieht im Unterschied zu Steffi nicht die Restaurierung historischer Altstädte, dafür aber die Verbauung des ländlichen Raumes durch Industrie- und Konsumgebäude.

„Und was ich total schade fand und was ich auch furchtbar fand, ist halt diese, äh, Industriegebietskultur. Wie die da unsere ganzen Städte da eigentlich oder unsere Dörfer dann so. Also, das gab's ja bei uns einfach nicht. Bei uns gab's die kleinen Dörferchen und da gab's keine Hallen. Keine Möbelhallen und weiß ich nich' was Hallen. Und diese ganzen komischen, ähm, ich weiß nicht, was is' n das. Das sind Tankstellen, das sind Autohäuser, das sind Möbelhäuser. Irgendwelche Konsumtempel halt so Toom-Markt oder Baumarkt oder ... Und, ja, das ist find ich auch irgendwie jetzt für Thüringen, wenn es jetzt Langzeit, wenn ich das sehe, das einzige, was passiert is'. Ja also so die ganze, wo die Menschen so Geld verdient haben, das ist alles weg. Da gibt's nichts mehr.“ (Mandy, S. 8)

Gleichzeitig zeigt der Textausschnitt, wie alte Strukturen weggebrochen sind. Mandys anfängliches „bei uns“ versiegt. Denn im heutigen Thüringen kann sie das Bild ihrer Heimat nicht mehr wieder erkennen.

Enrico resümiert die Entwicklung bis 2005 in seiner Stadt. Anders als bei Mandy erkennt man, dass er vor Ort ist und sich mit der Zukunft dort identifiziert. Er ist die Schritte der Veränderung vor Ort mitgegangen. Und obwohl er die Probleme anerkennt, scheint er durch die vielen erreichten Dinge etwas zukunftsorientierter zu sein. Er beschreibt einen langsamen beschwerlichen Weg:

„Tja. Also bei uns wurde ja nun eigentlich schon viel getan in D. Natürlich gibt's noch viele Sachen in D., wie zum Beispiel mit dem Straßenbau und so was alles. Sonst, wenn man eigentlich durch D. so geht, hat sich ja dermaßen verändert. Alle Häuser wurden fast gemacht. Mittlerweile ist es ja auch so, dass es die älteste deutsche Rennbahn, die es ja hier gibt, dass die wieder aufgeputzt wurde. Natürlich fehlt da auch noch sehr viel, aber bei uns liegt es ja immer sehr doll an den Geldern und da D. den Haushaltsetat wohl nicht mehr hochschrauben können, dass es nur noch in den Minusbereich geht, wird wohl in den nächsten Jahren sehr wenig passieren so in D. jetzt so, ne.“ (Enrico, S. 8)

Soziales Umfeld

Wie das Aussehen der Städte, die Struktur der Wirtschaft, hat sich auch das soziale Leben der Bevölkerung in den neuen Bundesländern verändert. Ebenso wie die Arbeitslosigkeit wird von allen Interviewten das Thema „Kinder“ angesprochen. Dies ist sicher altersspezifisch zu erklären. Die drei interviewten Ostdeutschen sind Eltern, die Übersiedler wollen es werden. Überraschend ist aber vielleicht, welche Themen damit verknüpft sind: das Weitergeben der ostdeutschen Identität durch die Kinder, der Vergleich mit dem Sozial- und Erziehungssystem der DDR und die starke Abwanderung aus den neuen Bundesländern, – „[...] so dass halt echt der Osten so total verwaist irgendwie.“ (Mandy, S. 8) – , vor allem der jungen Bevölkerung. Alle Interviewten sehen hier eine besonders bedauerliche Folge der Wiedervereinigung:

„Und ich seh jetzt bei Thüringen zum Beispiel seh ich jetzt, ich seh da ne ganz große Landflucht überhaupt. Es gibt da keine jungen Menschen, weil es dort keine Arbeit gibt. Das is krass. Was in den Dörfern da. Wer da wohnt. [...] Und ich mein, wenn de jetzt als junger Mensch arbeiten willst und was werden willst, dann musste irgendwohin.“ (Mandy, S. 10)

„Aber so'n bisschen schade halt, dass da keine Leute mehr wohnen. Dass sich da alles so verändert hat. Die Städte im Osten sind alle so tot. Na ja. Junge Leute, gar keine jungen Leute mehr.“ (Tobias, S. 7)

Dies bestätigt aus der anderen Perspektive der Geliebten auch Anja:

„Und das sind ja auch, ähm, also es sind auch so, aus meiner Kindheit sind auch kaum Leute noch dageblieben im Grunde. Also, es sind viele ja auch weggegangen, also, in alle Winde verstreut eigentlich.“ (Anja, S. 7)

Die wirtschaftliche Situation wird als alleiniger Grund der Binnenmigration ausgemacht. Im nächsten Zitat hat Tobias die Veränderungen im Sozialen, Wohn- und Arbeitsbereich in einen Zusammenhang gestellt, der umfassend seine Sicht auf die Situation in Sachsen-Anhalt beschreibt. Enrico sieht die Gesamtsituation etwas positiver, Bettina hat sie nur angedeutet und Steffi nicht thematisiert:

„Die jungen Leute gehen und hauen ab. Gehen in’ Westen, gehen dahin, wo die Arbeit ist und was zurückbleibt, sind die Rentner. Die alten Leute, die ihre Miete, die von ihrer Rente halt die Miete irgendwie finanzieren und nicht wegkommen. Aber sonst. [...]

Wie ausgestorben. Und Wohnungen stehen leer und so. Ist halt nix mehr los. Ist der Hund verfrorren. Das war vorher schon so, vorher, als es noch Osten und Westen gab, also, da haben wir immer gesagt, tiefste Provinz hier, DDR und so. Und heute ist es heute noch viel krasser. Und da nützt es auch nich’, dass mal irgendwo ne neue Tankstelle gebaut wird oder ne Straße erneuert wurde, klar is das schon gut, aber arbeiten is’ nich’. Alle arbeitslos.

In Sachsen-Anhalt ist jeder vierte oder so was oder jeder dritte. Das is, ja, da würd ich aber auch gehen. Spätestens dann. Jedenfalls waren das auch viele Idealisten, die dann nach der Wende da geblieben sind. Viele, die gesagt haben: ‚das kann ja jeder jetzt da rüber gehen. Nö, hier bleiben und gucken, was hier passiert. Das ist doch viel spannender. Hier muss doch auch was passieren. Hier mit aufbauen und hier bleiben, weil ich hier verwurzelt bin so.‘ Das hat bei vielen nix genutzt so.“ (Tobias, S. 7)

Der Abwanderung infolge von Arbeitslosigkeit wirkt eine Verwurzelung (und hier auch Idealismus) entgegen. Diese Verwurzelung weist auf ein Heimatgefühl hin. Die Region als Heimat, oder sogar die DDR als Heimat und wichtiger Teil der Identität, soll im nächsten Kapitel beschrieben werden.

4 Wessi, Ossi oder Wossi

Jeder Deutsche kennt die Zuschreibung von ost- und westdeutsch. Die meisten Deutschen denken noch, oder wieder, in beiden Kategorien.¹ Doch welche Bilder haben sich nach 15 Jahren Erfahrung angesammelt?

Ich möchte nun die Perspektiven ehemaliger DDR-Jugendlicher auf die Bilder von ost- und westdeutschen Identitäten heute zusammenstellen. Fühlen sich meine Gesprächspartner als „Ossi“, als Deutsche(r) oder gar als „Wossi“? Am Ende jedes Interviews kamen wir immer wieder auf dieses Thema zu sprechen. Das folgende Kapitel beschreibt die kollektive Identität, die Selbstkonstruktion der ostdeutschen Identität und ihre Gegenkonstruktion, den „Wessi“. In diesen Konstruktionen werden nun die vorangegangenen individuellen und kollektiven Erfahrungen der DDR und Wende in das heutige Leben integriert. Ein Ausgangspunkt der Betrachtungen ist zum Beispiel der damalige Wohnort.

4.1 Festgehaltene oder verlorene Heimat

Ich möchte zunächst die Beziehungen von Mandy und Tobias zu ihrer ostdeutschen Herkunftsregion aufzeigen. Beide fühlen eine starke Verbundenheit und beschreiben ausführlich ihr Heimatgefühl. Viele

¹ Anja gibt dafür ein Beispiel, was sich oft in den Interviews findet: „I: Denkst Du schon noch so in Ossis und Wessis oder denkst Du, das hat sich mittlerweile schon überlebt?

A: Ne, also, ich denk das schon noch. Ich fand das mal ne Zeit lang ziemlich nervig, ziemlich doof. Aber man wird da ja auch immer wieder so reingedrängt, ich mein, weil ... (Anja, S. 12)

von Michael Neumeyer in seinem Buch *Heimat. Zur Geschichte und Begriff eines Phänomens* genannte Aspekte, wie „Tradition gegen Wandel“ (1992, S. 24), Sehnsucht, die aus dem Gegensatz des ehemaligen Satisfaktionsraumes und der Fremde entsteht (vgl. 1992, S. 41), die zunehmende Verklärung (1992, S. 42) und nicht zuletzt die emotionale Beziehung zur Natur (vgl. 1992, S. 51), lassen sich in ihren Aussagen wieder finden.

Darüber hinaus ermöglicht es aber vor allem den Blick auf die Beziehung dieser Übersiedler zu ihren, in der Kindheit und Jugend geprägten, Ansprüchen an ihre Umwelt. Wenn man die Definition von Heimat auf die Gesamtbeziehung von Mensch und Umwelt ausweitet, dann erklärt sich nicht nur die stärkere Thematisierung durch die Übersiedler, sondern auch die ambivalente Frage nach Verklärung der alten Heimat mit gleichzeitiger Gewissheit, nicht zurückgehen zu wollen.²

Utopische oder verlorene Heimat

„Ja, und da fühl ich mich dann schon total als Ossi. Also, ganz sehr. Ich bin auch ganz patriotisch. Also, ich liebe die ganzen neuen Bundesländer und das ist meine Heimat und das ist mein Ursprung. Das ist Wahnsinn, das ist ganz tief in mir drinne.

Und das is irgendwie durch all die Jahre die ich hier bin, also ich hab jetzt zum Beispiel nicht das Gefühl, ähm, dass in den Osten zurück will, weil ich da gelernt hab. [...] Aber, ähm, so is' das schon echt 'ne ganz große Verbundenheit und Patriotismus da, wo ich mich auch wirklich ganz sehr mit identifiziere.“ (Mandy, S. 11)

Da Mandy auch regelmäßig die neuen Bundesländer bereist, gehe ich davon aus, dass sie diese starken Gefühle über Thüringen hinaus ausweiten kann. Sonst ist ihre Beschreibung so nebulös und emotional, dass die fiktive Vorstellung einer verklärten Heimat entsteht. Sie identifiziert sich zwar sehr mit den Orten, aber zu reellen Plänen zurückzugehen reicht es nicht. Sie kultiviert eine vielleicht irrealen, idealistische

2 Neumeyer plädiert dafür, dass es im Leben nicht nur die Urheimat, als Ort der Kindheit geben kann, sondern sich durchaus ein neues Heimatgefühl ergeben kann. (Neumeyer 1992, S. 92 f., 125)

und überhöhte Vorstellung von den neuen Bundesländern. Auch Tobias stellt sich manchmal seinen Platz in den neuen Bundesländern vor:

„Der Witz wäre vielleicht, das ist 'ne spannende Geschichte, is' aber 'ne Lebenserfahrungssache, 'ne lebenskünstlerische Sache, wenn man auf so was Bock hätte. Als geborener Ossi, dort groß geworden unsereins sozusagen im Westen gelebt, den Kontrast, die materielle Welt genossen, miterlebt, aber auch die Schattenseiten erlebt und, äh, in den Osten zurückgehen und so'ne Art Schattendasein zu führen. Das wär doch spannend! Wie man das so eigentlich realisieren könnte, wie so'ne Art Verinselung. Jemand, der sich wie Robinson Crusoe auf ne Insel zurückzieht. Is' ja alles, ja ... weiß ich nich', keine Ahnung.“ (Tobias, S. 13)

Es ist ein sehr verzerrtes Bild von Ostdeutschland als Insel und Schattenreich, welches Tobias hier zeichnet. Daraus spricht seine emotionale und soziale Entfernung. Wie auch Mandy sieht er sich dort allein. Doch kann es so eine leere Heimat überhaupt geben? Das Zitat klingt danach, als ob er nicht unbedingt das jetzige Sachsen-Anhalt meint, sondern die Orte seiner Kindheit. Denn die, die dort geblieben sind, sind Teil der Transformation geworden. Tobias hingegen hat sein Kindheitsbild eingeschlossen (die alten Wege der Stadt, das Viertel, die Freunde). Was er heute in der Landschaft sieht, ist die Abwesenheit seiner Kindheit, was ein Gefühl der Leere hervorruft. Seine Erzählung mündet in eine Anspielung auf Robinson Crusoes einsame Insel.

Mandys Heimatverhältnis schätze ich als noch stärker idealisiert ein. Sie ist von den Veränderungen schockiert und weitet ihr Heimatgefühl sogar bis auf die gesamten neuen Bundesländer aus, vor allem liegt es aber in Thüringen. Sie bezieht sich auf Heimatklischees wie Heimatkunst und -handwerk, schon fast volkstümlichen Kitsch, auf ein verklärtes heiles Thüringen.

Festhalten

Wird Heimat auch von Bettina, Enrico und Anja angesprochen? Wie sieht sie aus? Bei Anja und Bettina ist es wohl die mangelnde Konfrontation mit der Ferne, dass sie das Thema nicht thematisieren. Es ist

herauszuhören, dass sie bei langer Arbeitslosigkeit gehen würden, sich aber gar nicht vorstellen können, was das bedeuten würde. Bei Enrico ist das anders. Er äußert ganz deutlich das Gefühl der Heimatverbundenheit, welches vor allem landschaftlich geprägt ist und sich durch seine Urlaube herausgebildet hat:

„E: Es ist hier für mich immer noch am Schönsten, sozusagen. Wenn ich rüber gegangen wär, wenn ich im Nachhinein überleg, hätte man das schon gleich machen müssen. Also, die Lehre schon drüben machen müssen. Denn hätt man beruflich vielleicht, also ich denk mal, jetzt hat man mehr Schwierigkeiten. Also, man hätte dort gleich lernen müssen und sich dort gleich integrieren müssen, ne. [...]

Und ich war ja sowieso immer nen sehr familienbewusster Mensch denn so, ne. Also, ich hätt's, ich hätt's nicht gemacht. Es gab welche, die es gemacht haben, aber ich hatte hier alles. Mir fehlte nichts. Ich hatte meine Freunde, meinen Verein, ja, meinen Sport halt alles Mögliche hier und ich wollt es halt nicht missen, denn ne.

Mir dann da versuchen, was neu aufzubauen. Vielleicht bin ich auch als Typ, äh, vielleicht bin ich auch eher so'n Schisser, so'n Angsthase, ne. Ich hab zwar kein Problem mit Menschen so, ne, aber vielleicht hab ich doch Angst das klappt nicht und denn, dass dann doch nachher wieder dieses Heimweh kommt und dann versucht man sich da was aufzubauen und dann kehrt man nachher doch wieder was ... nee.

Wenn man jetzt überlegt, vielleicht hätte man es doch machen müssen. Dann hätte man, vielleicht hätte man dann doch finanziell ... mehr Sicherheit. Aber man weiß ja nie was kommt.

I: Aber dafür hast Du hier halt alle Leute.

E: Ja, genau. Und ich hab alles, was ich haben will, was man so braucht im Leben, so ne. Alte Freunde. (Enrico, S. 8)

Hier erzählt Enrico, warum er nicht „rüber“ gegangen ist. Interessanterweise meint er, dass für ihn der Zug schon abgefahren sei, dass er zu alt sei, vor allem zu gebunden, um sich dort einzuleben. Gegenteilig zu Mandy sagt er dann aber auch, dass seine Persönlichkeit nach festen Strukturen verlange und er zu viel Angst vor einem Neuanfang gehabt habe (und noch habe). Er spricht sogar von Heimweh. Der einzige Grund zu gehen wäre auch bei ihm ein finanzieller gewesen, er hätte sich davon mehr soziale Sicherheit versprochen.

„Da sieht man mal wieder, was für'n eingefleischter Mecklenburger ich bin.

Das ist, man ist sehr doll heimatbewusst. Aber, na ja, man hat ja auch hier viel. Man hat die Ostsee, man hat ... man brauch nur paar Kilometer...“
(Enrico, S. 9)

Enrico ist sehr landschaftsgebunden und nennt das Wasser als Grund irgendwohin zu fahren, sich wohl zu fühlen. Die Reisefreiheit hat er nicht genutzt. Er fühlt sich zu Hause in Mecklenburg am wohlsten. Neben seinen Freunden und der Familie basiert sein Heimatbezug auf Landschaft und Region.

Auch Anja antwortet auf meine Frage, warum sie nicht in den Westen gezogen ist:

„Und, äh, ich bin ja auch alleine mit ihm und von daher ist es ja auch schwierig, also als allein erziehende Mutter ist es in Westdeutschland dann noch schwieriger, also, denk ich mal so. So nach dem, was man hört. Ähm, ist es schwieriger im Westen klarzukommen, also, weil ich ja auch meine Eltern denn hier hatte, also, wenn ich meine Eltern nicht hier hätte, äh, wüsste ich jetzt auch nicht, was ich tun sollte. Also, ich hab ja auch meinen Ganztagsjob und die Arbeitszeiten, das ist auch so'ne Sache, mit dem Sozialen, also, das was vielleicht so besser war oder, was man auch noch hätte so'n bisschen bewahren können. Also, dieses Familie auch, also, dass man Familien irgendwie erhält.“ (Anja, S. 10)

Ein Heimatgefühl oder eine Bindung an Stadt und Landschaft kommt in dieser Aussage nicht vor. Vielleicht, weil sich Anjas unmittelbare Umgebung auch so stark verändert hat. Sehr deutlich wird, welches Bild des Westens sie aufgebaut hat: unfamiliär, unsozial und von einer allein stehenden Mutter nicht zu bewältigen.

Die Bedeutung der Umwelt macht die Relevanz von Heimat aus; für Enrico ist sie groß, für Anja und Bettina wohl kleiner. Womöglich haben sie die Konfrontation mit der Fremde noch nie so stark erlebt, dass es zu einer prägenden Identifikation kommen konnte.

Wie dies auch ihre ostdeutsche Identität verändert, zeigt das nächste Kapitel.

4.2 Ostdeutsch

„Unter einer kollektiven oder Wir-Identität verstehen wir das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht ‚an sich‘, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder schwach, wie sie im Denken und Handeln der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivierten vermag“ (Assmann 1999, S. 32).

Ich habe zur Beschreibung der Aspekte kollektiver Identität hier ein Zitat Jan Assmanns ausgewählt, weil er Identität nicht soziologisch oder psychologisch entwickelt, sondern an seinem Forschungsgebiet kultureller Gedächtnisse. Er erklärt darin, dass „Identität“ die Identifikation einer Person mit einem Bild bedeutet. Dieses Bild ist immer eine Konstruktion und hat die Möglichkeit, sich mehr oder weniger stark in das Leben des Menschen einzumischen und damit überhaupt relevant zu werden. Zu jedem meiner sechs Gesprächspartner könnte ich so eine Geschichte seiner Identifikation mit diesem eigentlich nationalen Konstrukt schreiben: „Man sagt halt selber, man ist Ossi und so, ne“ (Enrico, S. 7).

Doch bei den Ostdeutschen (und Übersiedlern, wenn man auf eine erste Ebene zurückgeht) bedeutet dies mehr, als einfach „Deutscher“ zu sein. Sie stellen sich in einen historischen Diskurs, der in den Medien und in der Politik in Deutschland immer noch eine große Rolle spielt. Ostdeutsch zu sein bezeichnet eine Aufladung mit ganz bestimmten Bildern, die im öffentlichen Diskurs oft die Form von Stigmata oder Stereotypen annehmen.³

In den Äußerungen meiner Gesprächspartner konnte ich die zwei Themengebiete „Herkunft“ und „Soziales“ ausmachen, in denen die Aspekte der Selbstzuschreibungen gesammelt werden.

3 Ahbe beschreibt dieses westdeutsche Bild, in dem die Ostdeutschen beispielsweise als „steif, altmodisch, verklemt, naiv, konfliktscheu ...“ usw. beschrieben werden (Ahbe 2004, S. 17).

Herkunft

Unter Herkunft möchte ich Aspekte zusammenfassen, die auf Sozialisation, Prägungen und Mentalität beruhen:

„Aber andererseits, fühl ich mich total als Ossi. Zum Beispiel, jetzt mal nen Beispiel, in der Jugendherberge oder so, haben die halt Kaffee und Tee verkauft. Und dann standen dann halt so diese Teepappschachteln da, ne. Und dann war das Goldmännchentee aus Thüringen! Und ich so: ‚Oh, hier gibt es Tee aus Thüringen!‘ Und dann freu ich mich halt total. Da merk ich so, dass da mein Herz total dran hängt, dass ich echt ’nen richtiger Patriot bin. [...] Aber das sind natürlich alles so Sachen, wo ich mein Ostleben pflege. Weil ich fahr halt nach Quedlinburg, weißte, ich fahr nich’ nach Osnabrück oder so. Ich fahr nach Greifswald, ich fahr nach Thüringen oder nach Ost-Berlin oder nach Dresden. Aber da merk ich dann halt so, dass meine ganzen Interessen dann in die Richtung gehen. Und zum Beispiel auch meine ganze Prägung. So mit der Natur und so.“ (Mandy, S. 11)

Deshalb beschreibt sie danach, dass sie, wenn das Gespräch auf die neuen Bundesländer kommt oder sie typische Produkte sieht, sie ganz zum „Patriot“ wird. Hier schlüpft sie wieder in ihre ostdeutsche Identität und nennt dies auch ihre „Prägung“. Sie bezieht sich auf Natur, auf Landschaft und Regionen, und auf vertraute Orte und Produkte. Bettina bezieht sich direkt auf die Sozialisation:

„Ich seh mich auf jeden Fall noch als Ossi. Bin im Ostsystem groß geworden, hab meine Jugend, meine Pubertät da verbracht und bin sicherlich geprägt dadurch. Also, auf jeden Fall sind da noch Unterschiede.“ (Bettina, S. 4)

Der Ort der Kindheit macht Bettina zur Ostdeutschen. Selbst bei ihrer Tochter sieht sie durch ihr Aufwachsen in den neuen Ländern noch Differenzen zu den Westdeutschen.

Neben den Unterschieden bedingt durch die Vergangenheit betonen einige meiner Interviewpartner, dass „man als Ostdeutscher“ anders wahrnimmt und denkt. Steffi beschreibt dies als „andere Mentalität“.

Mentalitäten⁴ sind ein wichtiger Bestandteil der Bilder einer Gesellschaft und liegen in tradierten wie individuellen Erfahrungen, sowie sozialen Positionen begründet (vgl. Alheit 2004, S. 11).

So gibt Anja die am häufigsten genannten positiven Selbstzuschreibungen der Ostdeutschen wieder:

„Dass man eben doch zu, ... ja, also solidarisch ist. (lacht) Also, man wurde ja auch so erzogen. Also, auch dieses, so'n bestimmtes Gerechtigkeitsempfinden, wo man dann auch völlig Idealist war, weil man is ja dann auch einfach so erzogen worden. Und das ist ja auch richtig (lacht). Ich find das auch richtig so. Ja, und das, äh, hatte aber mit der anderen, also der westlichen Kultur gar nichts zu tun.“ (Anja, S. 9)

Anja erzählt von westdeutschen Kommilitonen, die nach der Wende einen ostdeutschen Studienort gewählt haben, weil sie Anfang der 90er Jahre die dortige Mentalität schätzten. Sie führt die drei Begriffe Solidarität, Gerechtigkeit und Ideale auf, die allesamt in der DDR-Erziehung als hohe Werte vermittelt wurden.⁵ Wenig später bedauert sie, dass diese sich leider schon in den Nachwendejahren bei vielen verloren haben.

Soziales

Im Selbstverständnis meiner Gesprächspartner konnte ich immer wieder einen „wunden Punkt“⁶ erkennen. Trotz aller Bemühungen und Fortschritte sind die neuen Bundesländer wirtschaftlich und sozial im-

4 Peter Alheit liefert in seiner Studie über ostdeutsche Mentalitäten eine Definition als „historisch gewachsenenes intuitives Beziehungsgefüge von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern der sozialen Wirklichkeit in einer spezifischen gesellschaftlichen ‚Konfiguration‘ [...]“ oder auch „nicht einfach psychische Dispositionen, sondern inkorporierte Klassifikationsschemata einer bestimmten Sozialwelt.“ (Alheit 2004, S. 14)

5 Die Dauerhaftigkeit dieser Werte beschreibt Fritze im Zusammenhang von Partial-Nostalgie: „Ein Großteil der DDR-Bürger hatte sozialistische Wertvorstellungen verinnerlicht. [...] Noch heute denken viele ehemalige DDR-Bürger ‚sozialistischer‘ als sie selbst glauben.“ (Fritze 1997, S. 97)

6 Nur Anja kritisiert ein Mal andere Ostdeutsche wegen ihrer „nicht-marktwirtschaftlichen Mentalität“. Sonst herrscht eher ein angedeutetes Einverständnis vor, dass die Ostdeutschen an dieser Lage nicht die Schuld tragen, sondern die Umstände und das System.

mer noch schlechter gestellt. Eine Angleichung der Verhältnisse, so sehen es die sechs Interviewten, wurde auch nach 15 Jahren nicht erreicht. Als besonders belastend werden dabei die Aspekte sozialer Unsicherheit angesehen (vgl. auch Ahbe 2004, S. 14):

„A: Na ja, es ist ja dann auch irgendwie schon allein eben durch dieses Sozialgefälle eigentlich zum Osten hin, ne. Also, so'ne Kluft da. Ich hab das dann auch so gemerkt, als ich studiert hab, da hat das keine Rolle gespielt, wo man her kam, also im Studium. Aber, ja, da ist das völlig unwichtig, aber hinterher, als das Studium fertig war, als es dann eben in die kalte Realität, oder wo immer man reingestoßen wurde, da ging das dann gleich los, dass sich das wieder gespalten hat.

Also, dass man dann plötzlich von 'ner Freundin dann hörte, die vorher dann restlos begeistert vom Osten war und die hier dann freudig her kam und so begeistert war, wie die Menschen denn hier sind und so. Und dann, als sie nachher, also, die dann auch so sehr behütet und so in ihrem Elternhaus aufgewachsen ist, also, wo auch keine, also, der geht's auch gut, die hat auch keine Zukunftssorgen oder wie auch immer, dass ...

Na jedenfalls da kam nachher dann schon so Futterneid oder so hoch. Also, dass sie dann auch so sagte, also, von wegen, ähm, äh, diese Solidarbeiträge oder was auch immer, also, dass die Wessis halt, also, dass sie uns hier finanzieren oder so'n Quatsch. Dass man im Osten, ähm im Westen, dass man dann öfter wieder gehört hat von Leuten, so von wegen: Wir füttern Euch ja durch. Äh, also, das war, also, dann denkt man auch wieder in anderen Kategorien. Dann fängt man auch an, wieder anders zu denken. Und vorher, so im Studium, weißt Du, da war das kein Thema, da gab's auch nicht so diesen Konkurrenzkampf, aber so wie, dann kommt das wieder durch.“ (Anja, S. 12)

Soziale Angst, soziales Gefälle, die schlechtere Ausstattung der Ostdeutschen mit Geld und Macht sind die Merkmale von Anjas Wir-Gruppe, die sie in die „kalte Realität“ „gestoßen“ hat. Besonders ergreifend ist das Beispiel eines direkten Vergleichs mit einer Kommilitonin. Obwohl diese anscheinend eine perfekte soziale Sicherung hat, die gerade Anja stark vermisst, spielt sie über das Thema der Solidarbeiträge westliche Überlegenheit aus. Traurig für Anja ist, dass diese Freundin erst von der ostdeutschen Umgangsweise beeindruckt war, dann aber zu ihrem persönlichen Vorteil die Fronten wechselt.

„Also, damals war’s ja gar nicht schlimm gewesen, wenn man drüben war in den alten Bundesländern, dann hat man von weitem gleich erkannt: das ist ’nen Ossi. Heute, letzte Woche waren wir grad noch unterwegs, da hab ich gesagt: Mensch, man sieht noch, das ist eindeutig ein Wessi. Wirklich.

Heutzutage denk ich mal, dass die Jugend hier auf diese Seite, sich ’nen bisschen modebewusst mit, also mit anzieht. Es gibt natürlich, ich glaub, das gibt’s auch wieder diese Bereiche, na ja reich will ich jetzt nicht sagen, aber die Besserverdienenden. Ja, die sozialen Unterschiede halt so, ne. Die auf diese Seite eigentlich auch gutes Geld noch verdienen, die jungen Leute, die gehen sehr doll auch mit de Mode mit. Also diese Vergleiche mit den Sachen, gibt’s in den Augen eigentlich nicht mehr.

So, also. Und das find ich auch ... das ist ja heut auch wieder so, diese Bereiche wie damals. Damals hat man gehabt, was man zu kaufen bekam: hatten alle das Gleiche an.“ (Enrico, S. 8)

Der andere Habitus der Ostdeutschen wurde oft beschrieben und wirkte kurz nach der Wende als stärkstes Unterscheidungsmerkmal. Enrico macht es nicht am Geschmack, sondern am Einkommen und den Konsummöglichkeiten fest, dass gerade die Kleindung vom Weststandard abweicht. Das Bild von den Westdeutschen – den Anderen – werde ich nun im Folgenden näher beschreiben.

4.3 Westdeutsch

Im Gegensatz zu westlichen Jugendlichen hatten 1989 alle ostdeutschen Jugendlichen ihre Vorstellung von einem „Wessi“. Dieses Bild entstand in der Familie vielleicht durch westliche Freunde oder Verwandte, die Gespräche und Haltung der Eltern, durch Medien wie Radio und Fernsehen, oder auch Konsumwaren. Eine oft entgegengesetzte Informationsquelle war das Fernsehen der DDR, das Leben in der Schule, in den Organisationen.

Was für ein Bild der Westdeutschen es vor der Wende gab, konnte in den Interviews nicht abgefragt werden, aber es waren für Steffi, Mandy, Anja, Enrico, Bettina und Tobias nicht die „Klassenfeinde“. Schon die junge DDR fing an, sich über diesen Unterschied von den westlichen Faschisten, Imperialisten und Kapitalisten abzugrenzen und dem Vorbild der Sowjetunion nachzueifern. Ich gehe davon aus, dass auch die sechs Interviewten mit einem eher positiven, „neidvollen“ Blick auf die „schickere BRD“ schauten. Dies änderte sich durch die Erlebnisse 1989 und scheint, so zeigen die Interviews, durch die direkte Konfrontation mit den Westdeutschen einen Einbruch erlebt zu haben.

Die anderen Deutschen, die für die untersuchte Generation keine Brüder und Schwestern mehr waren, sondern fremde Onkel und Tanten, wenn überhaupt, waren plötzlich nicht mehr unerreichbar hinter einer Grenze. Viele wollten jetzt endlich so werden wie sie.

Vielleicht sind viele Geschichten über die schlechten Erlebnisse mit den „ersten Wessis“ auch vermischt mit einem Gesamtgefühl des Verlustes von vertrauten Dingen. Es wurde mir übereinstimmend berichtet, dass die Westdeutschen, die gleich nach der Wende kamen, „Geschäftemacher“ waren, die die unwissenden Ostdeutschen „übers Ohr hauten“ und betrogen. Sie wollten in der ehemaligen DDR den Gewinn ihres Lebens machen. Die Ahnungslosen vertrauten ihnen Hoffnungen, Geld und Fabriken an und wurden bitter enttäuscht. Bei vielen brachte dies den Wendetaumel zu einem Halt; die Identifikationen brachen ab, man wollte plötzlich gar nicht mehr so werden wie die Wessis.

Als die Unterschiede erneut so klar zu Tage traten, wurde das ge-

genteilige Andere wieder betont. Dieser Prozess ist verbunden mit den Geschehnissen um die Jahrtausendwende, in denen klar wurde, dass die neuen Bundesländer wirtschaftlich nicht gleichziehen konnten. Die Interviewten schildern das Andere, den unerreichten Weststandard. Sie sehen dadurch das eigene Manko und versuchen dies umzudeuten in etwas ideell Wertvolles aus der Vergangenheit: das Soziale, das Gute. So konnte ich in den 2005 geführten Interviews feststellen, dass diese Unterscheidung von allen Interviewten anerkannt wird. Dieses Bild entspricht dem von Stuart Hall beschriebenen Modell des „constitutive outside“. Danach konstituiert die Wahrnehmung dessen, was man nicht ist, das Selbstbild (vgl. Hall 1998, S. 4). Diesen Prozess nach 1990 beschreibt Steffi:

„I: Ja, die Zukunft von Osis und Wessis.

S: Genau. Also, ich sehe sich die Schere immer weiter auseinander entwickeln. Wenn da nichts Vernünftiges passiert an Konzepten, wird sich das immer weiter auseinander entwickeln. Interessanterweise früher, also, zur Anfangszeit der Wende war es immer noch so, dass es stark differenziert war zwischen Ost und West, das nivellierte sich dann so mit der Zeit.

Jetzt ist es auch wieder stärker, jetzt wird es auch von den Medien wieder stärker publiziert, finde ich. So, diese Unterscheidung Ost – West, und ja, Mentalitäten, äh, Lebensstile, materieller Wohlstand. Das wird wieder viel stärker hervorgehoben, als es das mal eine Zeit lang war. Ja, und ich denke also einfach so im Rahmen der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung sucht man eben wieder Bilder der Anderen, wer auch immer das sein mag.

Ich denke die Ostdeutschen sind dazu schon prädestiniert irgendwo, dafür von den Westdeutschen so gesehen zu werden. Und umgekehrt ruft es natürlich wieder so das andere Bild hervor: Ablehnung, negativ. So. Also, ich denke es wird sich ökonomisch auf jeden Fall ganz weit auseinander entwickeln. Interessant finde ich, ich weiß nicht, wie es dir da geht oder so. Ich finde immer noch, dass sich die Mentalitäten ganz stark unterscheiden. Ich finde das auch sehr angenehm. Ich mag das, dass es diese Unterschiede gibt. Und, dass es Menschen gibt, die nicht versuchen sich 100%ig anzupassen und die nicht einfach so diesem Idealbild des Westdeutschen zu entsprechen suchen. Dass es wirklich noch so urwüchsig ostdeutsche Menschen gibt. Das finde ich ganz faszinierend. Das finde ich noch gut.“ (Steffi, S. 10)

In Steffis Argumentation wird noch einmal Stuart Halls Theorie nachvollzogen. Sie empfindet die Unterschiede „der Mentalität“ als gut und bewertet das Nicht-West-Sein der Ostdeutschen als positiv. Dabei spricht sie die interessanten „Bilder der Anderen“ an, ohne diese zu nennen. Ihre eigene Person hält sie jedoch heraus und sieht für die Zukunft weiterhin eine trennende Tendenz.

Es gab aber Zeiten, in denen diese Unterscheidung nicht so stark wahrgenommen wurde. Dann bezogen sich die Ostdeutschen auf die Einheit und eine gemeinsame Zukunft Deutschlands. Doch die Ordnungs- und Strukturlosigkeit nach der Wende ließ die Interviewten wieder zu einer festen Einteilung nach noch gültigen Maßstäben von „Wir“ und den „Anderen“ tendieren. In vielen Büchern wurden schon vor der Wende die nationalen Stereotypen der Ostdeutschen und Westdeutschen beschrieben, jedoch Konjunktur bekam das Thema vor allem danach.⁷

Nach Betrachtung der Interviews komme ich zu dem Schluss, dass das unangetastete Bild der Westdeutschen vor der Wende gefallen ist, da deren Konstruktion einen völlig neuen Rahmen bekommen hat. Denn Identitätsbildung ist ein historischer Prozess, der nie endet und in dem sich Verschiebungen von Positionen und Machtverhältnissen niederschlagen (vgl. Hall 1998, S. 4 f.). Ralf Vollbrecht begründet die Distinktion aus dem Blickwinkel der Aufrechterhaltung von kollektiver Identität: „Auf den Verlust oder die Bedrohung ihrer kollektiven Identität reagieren die Ostdeutschen mit einer überscharfen Schematisierung der Ost-West-Differenz, die ihnen hilft sich zu behaupten“ (Vollbrecht 1993, S. 14).

Die Merkmale des Bildes von Westdeutschen habe ich dem geschichtlichen Interaktionsprozess entsprechend in drei Etappen zusammengefasst, der Vor-Wende Situation, des Aufeinandertreffens und Neuprätens der Gruppen und schließlich des Interaktionsproblems.

7 Dass dies nicht zu Ende ist, zeigen Bücher, deren Autoren teilweise noch jünger sind, als die Interviewten, wie beispielsweise Jana Simons *Das Buch der Unterschiede* und Jana Hensels *Zonenkinder*.

Werbepbilder: die westdeutsche Familie

Auf einem ihrer ersten Besuche im Westen fährt die in einem Wohnblock aufgewachsene Anja zu ihren Verwandten und lernt das für sie „westdeutsche Leben“ kennen.

„Und äh, also der, also ne Familie im Prinzip mit 2 Kindern, die Tochter war ein Jahr älter als ich, der Sohn ’nen bisschen jünger. Die Mutter war, also ne typische Westfamilie eben, wie man sich das so vorgestellt hat. Der Vater hat im VW-Werk gearbeitet, die Mutter war so Hausfrau. Dann waren noch irgendwie Oma und Opa, die dann auch noch mit im großen Haus gewohnt haben. Also, die hatten richtig so, so’n riesengroßes Haus und Grundstück und ein oder zwei Autos, ich weiß nich’, (lacht). Und also, den’ ging’s auch so, denk ich mal, richtig gut. So was, was für ein’ hier, so nach den Maßstäben hier, ja schon nen ziemlicher Unterschied war, so vom Lebensstil und von allem her. Und, also da hat man denn auch also viel gesehen.“ (Anja, S. 3)

Anja beschreibt die, in ihren Augen, typisch westliche Wohlstandsfamilie, wie sie ähnlich wohl auch in der Werbung dargestellt wird. Die Schlagwörter lauten: großes Haus, zwei Kinder, zwei Autos, Mutter ist Hausfrau, Vater arbeitet bei einem bekannten Autohersteller. Sie selbst ist in einer Neubauwohnung aufgewachsen, ihre beiden Eltern haben immer gearbeitet, die Familie hatte einen Trabant. Für DDR-Verhältnisse war dies sicher nicht schlecht, aber Anja unterstreicht den Unterschied der Maßstäbe und des Lebensstils.

Enttäuschung: Entstehung des Negativ-Bildes

„A: Das, äh, ist ja eben das Erschreckende gewesen, das Gemeine hier gewesen, ne, dass hier so viele westdeutsche Kapitalisten (lacht) oder wie auch immer hier so, so rübergekommen sind und sich dann reichgestoßen haben oder wie auch immer. Dann der Rest auch irgendwie noch gegeben wurde. Oder auch niedergemacht wurde, erstmal die ganze Konkurrenz hier erstmal aus dem Weg räumen und sich dann hier breit machen, und gar nicht erst Konkurrenz aufkommen lassen. Und auch so, in den Positionen oder, es sind ja denn erstmal Leute aus dem Westen gekommen und haben dann erstmal die Geschäftsführerpositionen eingenommen. Und welche, die die

vorher hatten, waren dann ja, ich weiß nicht, ob es gerechtfertigt war oder eben nicht, wurde dann gesagt, ja die waren dann irgendwie in der Stasi oder dies oder jenes. Also, es muss ja irgendwelche Gründe gehabt haben. Vielleicht hat's die gegeben, ich weiß es nicht. Also jedenfalls wurden die Köpfe ja erst mal alle abgesägt und andere mehr oder weniger kompetente Leute, ja, hingesetzt. Ja, Manchmal fragt man sich auch irgendwie, wie diese Leute an ihre Positionen geraten, ne, was haben die überhaupt drauf, also, da kommt ja nicht viel rüber. Also, manchmal ist man erschrocken. Wenn die dann noch mal ihre Kumpels oder so rübergeholt haben oder so, ne.

I: Hast Du dieses Aufeinandertreffen, dann auch, dass Westdeutsche herkamen, wo viele im Nachhinein sagen, das hätte anders laufen müssen?

A: Ja, das sind dann ja auch Leute gewesen, das sind ja nicht gerade die besten gewesen. Sondern es waren ja eigentlich die, zum größten Teil, die dort nichts geworden wären, die nie ne Chance gehabt hätten.

I: Ja, kann man halt heute so sagen?

A: Ne, hat man damals auch schon gesagt. Ja, das ist hier so gewesen.“
(Anja, S. 11)

Anja benutzt das Wort „Kapitalist“. Sie gebraucht es ironisch, um bewusst einen Vergleich oder eine Anspielung auf alte Bilder des Kapitalisten wachzurufen. Sie beschreibt dann die Situation kurz nach der Wende, als viele Betriebe auch nach Übernahme durch westliche Firmen Bankrott gingen. Damit einher ging der Austausch der Führungselite. Sie erzählt, dass Ostdeutsche ihre Arbeit verloren, da sie unter dem Verdacht einer früheren Mitarbeit bei der Staatssicherheit standen. Der eigentliche Punkt für Anja ist aber, dass sie die neuen westdeutschen „Kader“ für eine Negativ-Auslese hält, „die im Westen nichts geworden sind“, die nicht kompetent genug waren. Damit gibt sie ein sehr häufiges Vorurteil wieder. Auch Mandy vertritt diese Meinung, obwohl sie diese Zeit schon nicht mehr in Thüringen miterlebt hat. Aus ihren Aussagen sprechen sehr starke Gefühle, die von Enttäuschung bis zu Verachtung reichen.

Zwei Kommunikationskulturen

Einige Wissenschaftler haben die Unterschiede, die als Mentalität bezeichnet werden, herausgearbeitet und sehen ihre Ursache in zwei verschiedenen Kommunikationskulturen,⁸ die zu Distanz und Missverständnissen führen. Bettina beispielsweise trifft Westdeutsche nur während ihrer Urlaube:

„Nee, da is'n Unterschied. Von der Persönlichkeit her. Ich denk mal, sie haben noch 'nen bisschen mehr Selbstbewusstsein als wir. [...]

Ja, die gehen anders auf einen zu, glaub ich, als wir Osis. Gibt's wahrscheinlich auch Unterschiede, aber, was wir jetzt so für Erfahrungen gemacht haben, eigentlich war's so. Ich weiß nicht. Vielleicht auch so die Ausstrahlung ganz anders. Ich weiß nicht, ob ich mir das vielleicht nur einbilde, aber, keine Ahnung.

I: Ich denk, ich weiß schon, was Du meinst. Ich hab's oft erlebt so dieses: „Hallo, ich bin die hmmm.“

B: Ja, dann aber auch mehr so die Distanz. So irgendwie, ne. Ja, so wie du sagtest und denn wieder: ok, jetzt lassen wir's dabei. Und denn wieder, ja ... Und ähm, so, bei den Osis is es glaub ich eher so, die haben Anlaufschwierigkeiten, aber dann...

I: wenn'se warm sind ...

B: genau, empfangen se einen. So, ja. Genau so kann man das glaub ich ausdrücken. Hmm, ja.“ (Bettina, S. 5)

Immer noch wird das Auftreten von Westdeutschen von Bettina als selbstbewusster beschrieben. Später beim näheren Kennen lernen spürte Bettina dann jedoch eine Distanz. Während Ostdeutsche nach diesem Muster erst zurückhaltender sind und langsam die Beziehung intensivieren, machen sich Westdeutsche schnell bekannt, was dann nichts für die Beziehung zu bedeuten hat. Dies war Bettina unverständlich. Sie

8 Einer davon ist Olaf Georg Klein in seinem Buch *Ihr könnt uns einfach nicht verstehen! Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbei reden*. Das Buch, 2001 im Eichborn Verlag Frankfurt am Main erschienen, ist eher ein praktischer Ratgeber als eine wissenschaftlich Analyse. Klein erklärt darin die häufigsten Kommunikationsprobleme und ihre Ursachen aus seiner Praxis als Kommunikationstrainer.

Ein ebenfalls sehr bekanntes Buch, das das Thema allerdings sehr persönlich verpackt und mit einer sehr prägenden westdeutschen Sicht beschreibt, ist Wolf Wagners *Kulturschock Deutschland* von 1996.

beschreibt damit das unterschiedliche Kennenlernverhalten von Ost- und Westdeutschen:

„M: Oft hab ich echt Leute kennen gelernt, die haben sich echt wie Wessis aufgeführt. Oft konnte ich dann nur sagen: boh, die Wessis. So halt, weißte so, dass es auch teilweise immer so drum geht so, sich so herauszustellen und sich so darzustellen. Und das kennen wir halt gar nicht so. Und das fand ich immer so richtig wessi-typisch und so. Wo ich dann auch echt immer in Sparten gedacht hab. Ähm, und heute is' es so, also damals, wenn die dann auch wirklich erfahren haben, dass ich Ossi bin, dann haben die mich teilweise anders behandelt oder konnten das gar nicht glauben. Das war krass. Das war teilweise wie 'n Schimpfwort. Ätzend, aber ich wollte auch echt kein Wessi sein. Weil ich das auch teilweise richtig Scheiße fand so. Und die Wessis, die ich jetzt kennen gelernt hab und die jetzt Freunde von mir sind, da gab's das nie, Wessi-Ossi. Das war'n halt Freunde von mir. Das ist halt, ne, wie wir uns jetzt kennen lernen, total egal, wo Du so herkommst oder so.“

Aber das waren dann halt Menschen, die man so kennen lernte, wo man einfach wusste so, wat tyypisch oder so, oh furchtbar, weißte so? Auto auf, groß Vanille-Baum-Duft und auf groß-Max-einen-machen, weißte so, da konnt' ich auch immer nur sagen: Oh nääh, wat für'n Wessi, gell. (lacht) [...]

Und ... und mit meinen Freunden gibt's das nich'. Es gibt kein Wessi – Ossi. Wir sind alle eins. Also, wir sind alle gleich, sondern wir sind halt total gleich. Und auch auf Arbeit oder so. Ich kann jetzt nicht sagen, dass ich mich anders fühl als die anderen oder so.“ (Mandy, S. 10 f.)

Der westdeutsche Habitus wurde von meinen Interviewten bisweilen als Ausstrahlung, meist aber als Überheblichkeit erlebt. Mandy deutet es als „Sich-Herausstellen“ und beschreibt diese Habitusunterschiede. Dann geht sie dazu über, wie mit ihr umgegangen wurde, wenn sie als Ostdeutsche erkannt wurde. Sie fühlte sich dann schlechter behandelt. Ihre Erfahrungen beruhen auf gegenseitiger Ablehnung. Wichtig ist ihr jedoch, dass sie bei ihren Freunden, also nahe stehenden Personen, nicht unterscheidet. Diese gehen nicht mehr auf „das Andere“ zurück, könnten also nicht mit dem Etikett „Wessi“ versehen werden. In diesem Moment, der ihren Alltag ausmacht, löst sie sich von ihrer Identität als „Ossi“.

4.4 Wossi-Deutsche?

Diese einfache Dichotomie, West oder Ost, Kapitalismus oder Sozialismus, existiert seit dem Fall der Mauer nicht mehr. Steffi, Mandy und Tobias leben seit 15 Jahren in den alten Bundesländern. In der Begegnung mit den drei Übersiedlern und den Dagebliebenen fiel mir auf, dass wir, je nach Gesprächspartner, unterschiedliche Ebenen des „Ossi-Seins“ benutzten.

So besteht erstens die Ebene einer Sozialisation in der DDR. Diese hatten zweifelsohne alle sechs durchlaufen, wenn auch bis zu unterschiedlichen Endpunkten. Zweitens erfolgt dann der Bruch in zwei Gruppen, die einen, die Übersiedelten, die anderen, die blieben. Bei letzteren ist der Fall weiterhin klar. Sie bilden die Kerngruppe der echten „Ossis“ und erlebten, „wie der Westen zu ihnen kam“.

Die Übersiedler Steffi, Mandy und Tobias gehören nicht dazu. Nicht, dass sie nur in den alten Bundesländern leben, sie haben auch dortige „Standards“ angenommen. Die Assimilation hat bei ihnen zu drei sehr unterschiedlichen Arten des Selbstverständnisses geführt. Während Steffi sich von allen Zuschreibungen für sich selbst distanziert, sieht Mandy sich nach wie vor als Ostdeutsche. Nur Tobias gebraucht für sich den Ausdruck einer ost-westdeutschen Bindestrich-Identität und bezeichnet sich heute als „Wossi“.

Mandy

„Aber ich fühl mich nicht als Wessi. (lacht) Obwohl ich mich hier total zu Hause fühl, gell. [...] Und es ist echt oft so, dass ich jetzt schon so merk, auch in der Gemeinde, wo ich da so den einen oder anderen kennen lern, dass ich denn da oft denk: boh, so möcht ich auch nie werden, ne. ... Wo ich mir irgendwie noch was erhalten will oder so.

Ich weiß auch nicht, ob ich wirklich einfach so zurückgehen könnte. Jetzt nach Thüringen so, in so'n Dorf. Ich weiß gar nicht ... Oh, wie krass. [...] Ich weiß gar nicht, wie das wäre, keine Ahnung.“ (Mandy, S. 12)

Mandy möchte sich einfach nicht mit der westdeutschen Mentalität und dem Lebensstil identifizieren. Sie lehnt ihn ab und hat sich in der

Ferne eine ostdeutsche Identität konserviert oder sogar erst aufgebaut. Aber einfach zurückgehen und sich der Realität ihrer Heimat oder den neuen Bundesländern stellen, will sie auch nicht. Sie will den Dingen nachtrauern, ohne sie realistisch erreichen zu können.

Steffi

Steffi möchte bei anderen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen weiterhin unterscheiden. Sie selbst hat sich davor geschützt ihr Ostdeutsch-sein als „Minderwertigkeit“ zu erleben.

„I: Hmm. Ehm, wie siehst Du die Zukunft von Osis und Wesis? Und wie fühlst Du Dich persönlich? [...]

S: [...] Also, mir ist es vollkommen egal. Früher hatte ich also Probleme, dass an jemanden heranzutragen, aber heute ist mir das also vollkommen egal woher ich komme. Also, das ist, das hat sich total in Nichts aufgelöst. Wenn mich jemand fragt, das ist mir Schnurz – Egal. Ehm, also ich fühl mich da nicht als irgendwo heimatlich oder zugehörig. Zumal ich ja nun auch schon ziemlich lange hier bin. Seit 15 Jahren? 14 Jahren. Ja, und damals war ich 20. Also wahnsinnig viele Jahre liegen da auch nicht mal genau zwischen der Halbierung. Ich fühl mich da auch nicht als W`rin oder als G`rin oder als Ostdeutsche oder als Westdeutsche oder als Deutsche. Na ja als Deutsche vielleicht schon aber ...“ (Steffi, S. 8)

Steffi erlebt für sich keinen Unterschied mehr. Komisch ist jedoch, dass sie sich zu gar nichts zugehörig fühlt. Sie identifiziert sich nach 14 Jahren auch nicht mit einer neuen Heimat, sondern einfach gar nicht mehr, gerade noch als Deutsche. Zufälligerweise sind ihre ersten besten Freunde im Westen ebenfalls aus Sachsen. Dies führt aber nicht unbedingt zur Aufwertung ihrer ostdeutschen Herkunft, nur zu einem „kein Problem damit“-haben. Einige Jahre später wird sie durch die Arbeit jedoch mit Kollegen konfrontiert, die neu (also unassimiliert) in den Westen gekommen sind. Steffi kommt durch ihre Angst, mit ihnen gleich gesetzt zu werden, in die Rolle, sie wie eine Westdeutsche zu betrachten und herabzusetzen.

„I: Das find ich ganz interessant, denn Du nimmst Dich ja dann selbst da ein bisschen raus, oder?

S: Ja, scheinbar, mh.

I: Und, würdest Du sagen, dass die Leute, die so früh rübergekommen sind und jetzt schon so 15 Jahre hier wohnen, dass man sie auch gar nicht mehr als Ossi bezeichnen könnte, dass die sich hier schon so eingelebt haben, assimiliert haben?

S: Mh, das würd' ich nicht sagen. Ich mein, es ist sowieso die Frage wer, wer benennt es so. Also, ich mein, jemand, der so in diesen Kategorien denken will, dem wird das auch so egal sein, wann das passiert ist. Also, so jetzt von außen, nicht Ich als Person. Ich als Person, und ich weiß nicht, wie es anderen Ostdeutschen geht, man weiß schon, woher man kommt und wo man jetzt lebt. Aber ich denke so von außen, dass da gefragt wird: wie lange bist Du schon, ach ja dann bist Du ja nicht“, das glaub ich nicht.

I: Hmm, ja, weil mich dann grad interessiert hat, wann hört man dann sozusagen auf, äh, Ossi zu sein?

S: Ah, ja, also doch aus der subjektiven Perspektive. Ach, das weiß ich nicht. Ich kann natürlich nicht für alle sprechen. [...]

Ich hatte irgendwie das Gefühl, hmm, ich versuch mal lieber mich anzupassen und unauffällig zu sein und das nicht so hervorzukehren. [...]

Und ich denk, die [jüngere Kollegen aus den neuen Bundesländern, Anm. H. D.] haben diese Phasen auch nicht so, ich glaub, die fühlen sich sogar eher so als Ostdeutsche, weil sie das gar nicht ablegen wollen. Weil sie damit einfach umgehen können, was ich damals nicht konnte. Insofern, das also für mich selbst auch ablegen wollte.“ (Steffi, S. 10 f.)

Wenn Steffi von Ost und West spricht, stellt sie sich auf keine Seite, sondern betrachtet distanziert die Unterschiede. Für sie scheint sich das ganze Thema erledigt zu haben. Sie weiß, dass die Kategorien in Deutschland angewendet werden, besteht aber darauf, dass jede Person für sich klärt, wie wichtig Herkunft und jetziger Lebensort für sie sind. Nachdem sie in den Westen kam, ihr Ostdeutschsein möglichst ablegen wollte. Sie musste alle Assimilationsprozesse erst durchlaufen, alles neu lernen und hatte kein positives ostdeutsches Selbstbewusstsein.

Tobias

„I: Würdest Du sagen, Du bist noch ein Ossi? Oder gibt es diese Kategorie für Dich gar nicht mehr? Bist Du einfach nur noch Deutscher?

T: [...] Das ist ambivalent, hmm, das ist ganz merkwürdig. Immer, wenn ich ... Das hat man wahrscheinlich gelernt im Osten oder so, immer wenn man über was Negatives gestolpert ist, dann hat man immer gesagt: typisch Osten, typisch DDR, typisch blablabla. Mittlerweile ist es dann so, wenn man im Westen über was stolpert dann sagt man natürlich auch, und jeder identifiziert sich natürlich ungerne damit, dann sagt man auch: das ist Wessi-Angelegenheit, typisch Westen oder so, ja, so sind die Wessis. Das kommt dann immer wieder hoch. Das ist komischerweise einmal so drin, hmm, das kommt dann immer wieder hoch.“ (Tobias, S. 10)

Tobias hat sich angewöhnt, sich einerseits in die ostdeutsche Identität zurückzuziehen, um sich vom heutigen Deutschland und dem westlichen Leben zu distanzieren, und andererseits seine sehr kritische Haltung der DDR gegenüber zu kultivieren. Er distanziert sich von beidem, aber er identifiziert sich auch mit beidem: mit seiner DDR-Vergangenheit und mit dem Leben nach der Wende.

„Ach na ja und ich weiß nicht, nehm' ich mich als Ossi oder als Wessi wahr?

Wenn ich mich heute frage, dann sag ich immer, komisch, genau, wenn mich Leute fragen, hier aus dem Westen, die man ja hier meistens mehr kennen lernt, dann sagt man gerne mal „Wossi“. Ich bin ja schon seit zehn Jahren hier. Eigentlich bin ich gar kein Ossi mehr, sondern schon mehr so 'ne Mischung oder wie auch immer. Und, na ja, das kann man auch wieder auflösen, indem man sagt: na ja, es sind sowieso alle Menschen gleich. Also, ganz pauschal ...

I: Aber mir gegenüber hast Du gleich gesagt, dass Du auch Ossi bist.

T: Hmm, na ja, das ist merkwürdig, wenn man auf Ossis trifft, dass man sich dann irgendwie gleich näher den Leuten fühlt und man wird an die Vergangenheit erinnert und das hängt meiner Meinung nach, auf mich persönlich jetzt bezogen, damit zusammen, dass ich sehr gute Erinnerungen an die soziale Verflechtung hab. Und das ist auch, komischerweise ist das ja auch etwas, was man dem Osten so nachsagt. Dass diese soziale Geschichte eben, weil sie gleichgeschaltet war, von oben herab vorgegeben und ne ... auch so strukturiert und organisiert war: alle gleich behandelt,

alle ... ja, also, zumindest auf dem Blatt Papier so. Dass man dieses Gefühl auch so hatte und das kommt eben immer wieder hoch. Man denkt, man trifft so seinesgleichen. Viel stärker, als das mit 'nem Wessi, obwohl der genau der gleiche Mensch ist, weißt de ..." (Tobias, S. 11)

Tobias hingegen nimmt sich als pluralistisch assimiliert wahr. Er bezeichnet sich auch direkt als Wossi. Aber anscheinend nicht immer, sondern, wenn er Personen neu kennen lernt, die Westdeutsche sind. Gegenüber Ostdeutschen betont er hingegen seine ostdeutsche Vergangenheit. Dies zeigt ein überaus angepasstes Verhalten. Es ist jedoch interessant, dass er diese Unterscheidungen gar nicht mehr macht. Er möchte alle Menschen als gleich sehen, was ihm aus emotionalen Gründen nicht immer gelingt.

Er hat also eine andere Strategie als Steffi („Gott wie peinlich, wie die drauf sind. Dass ich dann so auf diese Schiene geriet. Ich glaubte mich davon auf jeden Fall abzuheben. Gott, so bin ich ja im Leben nicht.“ (Steffi, S. 8 f.)) Steffi verdrängt für sich das Thema und sieht sich frei von welchem Wohnort auch immer definiert. Sie steht den Unterscheidungen der anderen Menschen jedoch offen gegenüber. Tobias hingegen identifiziert sich noch sehr stark mit seiner Geschichte, möchte aber lieber alle Menschen als gleich und frei ansehen. Mandy sieht sich ganz klar als ostdeutsch; sie fühlt sich emotional stark zu Land und Leuten hingezogen. Aber auch sie geht in engen Beziehungen darüber hinweg und sieht alle als gleich an.

Mandy und Tobias haben eine starke emotionale Beziehung zu ihrer ostdeutschen Identität, während sich Steffi diese abtrainiert hat. Es ist eine Trennung von rationaler und emotionaler Identifikation in dieser Gruppe auszumachen.

5 Sechs Konstruktionen gemeinsamer Erinnerung

Ich möchte nun die sechs Fäden der Lebensläufe noch einmal aufnehmen und ihre Entwicklungen als Ergebnisse der letzten Kapitel zusammenfassen.

Steffi sieht sich heute, nachdem sie 15 Jahre in den alten Bundesländern gelebt hat, nicht mehr als Ostdeutsche. Sie hat noch am Tag der Grenzöffnung die Einteilung in Ost- und Westdeutsche gespürt und möchte sich persönlich davon abgrenzen. Ihre Äußerungen über andere Ostdeutsche sind dabei durchaus ambivalent.

Ebenso ambivalent ist heute ihre Haltung zur DDR, in der sie die Gleichheit der Menschen als einen positiven Wert anerkennt, aber andererseits selbst die individuelle Freiheit mehr schätzt. Durch Freunde und Familie stand sie der DDR kritisch gegenüber und nutzte sehr früh die Grenzöffnung für eine Übersiedlung. Aus diesem Grund nahm sie die Wende und die darauf folgende Transformation nicht intensiv wahr. Diese Ereignisse haben damit heute keine große Bedeutung mehr für sie. Steffi ist bereits 1970 geboren und sollte zur Kontrolle der Altersgruppe dienen. Sie war tatsächlich mit 19 Jahren schon vom Elternhaus abgelöst.

Mandy hat heute noch eine starke emotionale Bindung an ihre DDR-Vergangenheit und ihre Heimat. Diese Empfindungen sind mit Idealisierungen verbunden. Sie stammen womöglich aus der Zeit, in der Mandy „ihren Weg“ in den alten Bundesländern gesucht hat. Sie nimmt in ihr Bild von Ost- und Westdeutschen sehr starke Polarisie-

rungen auf, setzt diese Trennung aber in ihrem Privatleben nicht fort. Bei einem frühen Budapestbesuch fühlt sie sich noch nicht reif dafür, in den Westen überzusiedeln, sondern tut dies erst nach Abschluss der Lehre und mit Erlaubnis ihrer Mutter 1990. Obwohl die Rahmenbedingungen ihres Lebens sich mit der Wende so stark verändert haben, wäre sie auch ohne die Grenzöffnung nicht in Thüringen geblieben und hätte verschiedene Lebensweisen ausprobiert.

Das Interview mit Bettina konnte ich in den vorangegangenen Kapiteln wenig einbringen. Dies liegt einmal an der Kürze ihrer Äußerungen und andererseits an der Ablehnung der Thematisierung von Wende und Jugend überhaupt. Bettina hat nicht so oft Kontakt zu Westdeutschen gehabt, aber beschreibt, dass sie sich in der Konfrontation als Ostdeutsche fühlt. Sie bezieht selten Stellung und äußert sich nur zu Themen wie Konsum, Schule oder Kinder, die ihren Lebensalltag selbst prägen. Die Wende scheint auf ihr sehr stetig geführtes Leben keinen starken Einfluss gehabt zu haben.

Enrico verblüffte mich mit seiner guten Erinnerung und seinem Engagement zur Wendezeit. Er war aufgrund seiner Jugend dort noch etwas mutiger und hat die Veränderungen intensiv miterlebt. Er hat einen sehr liebevollen Blick auf die DDR entwickelt, obwohl er sie auch aus seinem Familienkontext als System negativ beurteilt. Enrico thematisiert besonders seine Verwurzelung in der Familie, den Freunden und der Region. Die Wende hatte, bis auf die Übersiedlung seines besten Freundes, keine konkreten Auswirkungen auf seinen Lebenslauf.

Anjas Leben hingegen wurde durch die Wende grundlegend verändert. Die Situation ihrer Familie änderte sich durch Arbeitslosigkeit, und ihr Ausbildungsweg passte sich den allgemeinen Veränderungen an. Sie hat die Wende als eine Art Kulturkonflikt erlebt, durch den sich viele Dinge zum negativen gewandelt haben. Die Errungenschaften der Wende, für sie vor allem Freiheit, werden davon heute überschattet. Ihre berufliche und finanzielle Situation würde ohne das Ende der DDR vermutlich

besser sein. Dies prägt auch ihre Sicht auf die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen.

In der Mitte zwischen Ost und West sieht Tobias seine Identität. Von den drei Übersiedlern bezeichnet er sich als einziger als „Wossi“. Als jüngster der Gruppe hat er die Übersiedlung mit seinen Eltern aus der Kindheit in ein völlig anderes System erlebt. Dadurch hat sich sein Bild der DDR verklärt. Auch er versucht sich an eine familiäre Struktur zu halten, da er mit dem Verlust der „Welt seiner Kindheit“ alles Weitere in Frage stellt. Die Wende hat sein Leben gründlich umgekrempelt, und er hat dies vor allem als Verlust von Sicherheiten empfunden, auch wenn er es heute als ein großes Jugendabenteuer darstellt.

In den Erzählungen von Tobias und Anja ist ein großer Einfluss der Wende festzustellen, die ihre Lebensumstände gründlich verändert hat. Für Mandy und Steffi ist dies nur soweit der Fall, als sie auch in der DDR ihre Heimat verlassen hätten und ein Studium über den zweiten Bildungsweg anstrebten. In dieser Darstellung hat sich nur der äußere Rahmen ihres Lebens verändert. Sie haben die Freiheiten der Lebensführung von allen sechs Interviewten am meisten genutzt. In Bettinas und Enricos Leben setzte sich durch die Wende bis heute eine starke persönliche Kontinuität durch.

Ich möchte die Aufmerksamkeit nun kurz auf die sprachliche Darstellung der Kernereignisse der Wende wie Demonstrationen und Grenzöffnung lenken, um die Relevanz verschiedener Erlebnisse für die Interviewten zu verdeutlichen.

Steffi beschreibt die Atmosphäre kurz vor der Wende mit den Worten „Endstimmung“ und „verschwörerische Gemeinschaft“. Diese Gefühle sind ihr heute noch präsent und zeigen, wie bewusst sie diese Zeit erlebt hat.

Mandy, Tobias und Enrico beschreiben vor allem die Eindringlichkeit der Erfahrungen, die sie bei den Demonstrationen und am 9. November 1989 gemacht haben. Der heutige Nachvollzug dieser Gefühle gibt den Wendeerlebnissen ihre große Bedeutung.

Mandy: „unter die Haut“, „Gänsehautgefühl“, „ganz ganz ganz tolle Zeit“,

Enrico: „Gänsehautgefühl“, „sehr, sehr bewegend“, „super“,

Tobias: „Glücksgefühl“, „der Hammer“.

Mit der Grenzöffnung sind die emotionalen Höhepunkte für viele meiner Interviewpartner vorbei. Mit den darauf folgenden bewegenden Erlebnissen assoziieren die Interviewten keine solch positiven Empfindungen mehr.

6 Was bleibt?

„Mandy: Und je größer du wirst, desto größer wird die Welt. Und bei mir ist die Grenze genau gefallen, als die Welt größer werden konnte, als die DDR groß war. So.

I: Das ist ein schönes Bild.

M: Aber genau da ist dann die Wende auch gekommen bei uns. Als wir genau da waren. Als wir uns dann auch ..., klar, putsch ...

I: Ja, aber wie kommst Du damit klar, in einem Land geboren zu sein, da warst Du klein, die DDR war auch klein und dann kannst Du nach New York ziehen, wenn Du willst?

M: Krass, oder? Ich hab jetzt zum ersten Mal darüber nachgedacht nach New York zu fahren. Ich wollt da noch nie hin.“

Anhand von sechs Interviews sollten der Einfluss und die Bedeutung der Wende im Leben von Personen, die im Zeitraum um 1989 ihre Jugendzeit durchlebten, untersucht werden. Nachdem die Erinnerungen, Erfahrungen und Konstruktionen in diesen Texten von verschiedenen Seiten beleuchtet wurden, ist es insgesamt erstaunlich, wie wenig Geschichten von den großen Veränderungen der Zeit ihrer Pubertät und der Wende geblieben sind. Aber im Gegensatz zu den wenig präsenten konkreten Erlebnissen haben Werte und Perspektiven aus der Kindheit und Jugend als Ostdeutsche sich deutlich erhalten.

Die Interviewten wurden von mir gebeten, über ihre Erlebnisse zur Wendezeit zu berichten. Die wirkliche Bedeutung und Relation der Erlebnisse in ihren Leben ist durch die starke Ausrichtung ihrer Geschichten auf das Thema Wende jedoch nicht direkt erschließbar. Selbst anhand der Verortung in Konstruktionen der kollektiven Identität wurde gezeigt, dass eine nominelle Zuordnung zu einer Gruppe

keinen unmittelbaren Bezug zum Lebensalltag nach sich ziehen muss und umgekehrt.

Die Probleme und Erlebnisse, die thematisiert wurden, sind meist generationsübergreifend und stehen dennoch unter besonderem Einfluss der Jugendzeit. Als emotional bedeutendste Ereignisse wurden die Demonstrationen, Grenzöffnung, Konsummöglichkeit, Transformation des Lebensalltags genannt. Ein gegenteiliges Verhalten zu den Werten und Wünschen der Eltern als Form jugendlicher Ablehnung konnte ich nicht herausarbeiten, sondern eher den Wunsch nach Bewahrung von Strukturen. Eine Nutzung der „neuen Möglichkeiten“ wie große Reisen, Firmengründung und ähnliches erfolgte nur bedingt. Die Ordnung des Lebens durch Ausbildung und andere private Interessen stand weit mehr im Vordergrund als das Ausprobieren neuer Freiheiten. Die Akteure der damaligen Ereignisse waren Jugendliche, und unter der damaligen Sicht werden die Ereignisse auch heute noch bewertet. Das überschwängliche Engagement bei den Demonstrationen, Begeisterung für die neuen Konsummöglichkeiten und die familiäre Werteorientierung der Interviewten sind Beispiele dafür.

Ich möchte jedoch auch zwei Aspekte nennen, auf die meine Gesprächspartner konkret eingegangen sind. Zum einen fehlen Thematisierung und Kenntnisnahme der „negativen Seite“ der DDR, wie Diktatur, Staatssicherheit und die systematischen Beeinflussung von Individuen. Diese werden mit dem Hinweis auf die kindliche Wahrnehmung abgeblockt. Zum anderen stellten sich die Jugendlichen flexibler als ihre Eltern auf neue Anforderungen der Transformation, beispielsweise beruflich, ein.

Drei von meinen Gesprächspartnern sind noch 1989 oder 1990 nach Westdeutschland gezogen. Sie haben sich selbst in den Westen bewegt, bevor er zu ihnen kommen konnte. In meiner zufälligen Auswahl von Personen unterscheiden sich ihre Lebensläufe von da an beträchtlich von denen derer, die zu Hause gebliebenen sind. Während diese eine bemerkenswerte Kontinuität in Leben und Alltag vorweisen können, waren jene drei Übersiedler lange auf der Suche nach ihrem Weg.

Alle sechs Interviewten teilen jedoch einen pessimistischen Blick auf

die Zukunft, vor allem auf die Ostdeutschlands, auf soziale Gerechtigkeit und die Einheit der Deutschen. Als 14- bis 19-Jährige haben zunächst alle den Veränderungen positiv entgegengeblickt. Doch konnte ich feststellen, dass ihnen der Aufbau einer Identität ohne feste Strukturen und Orientierung größere Schwierigkeiten bereitete. Während Mandy und Steffi noch in einer klaren Struktur zwischen der Macht des Staates und der Ordnung der Gesellschaft ihre Entscheidungen treffen mussten, konnten die anderen die ihren zwar ohne staatliche Einschränkung treffen, doch ergaben sich für sie gerade aus dieser Freiheit Probleme der Lebensorientierung. Die einfachste Strategie, diesen Problemen zu begegnen, war das Zurückgreifen auf das Bewährte – den Lebensweg der Eltern. Dieses Modell wählten nahezu alle, wenn auch in unterschiedlichem Maße.

Mit ihren Entscheidungen folgen sie, meiner Ansicht nach, zwei bekannten Strategien. Zum einen greifen sie auf familiäre Werte und Strukturen als Reaktion auf ihre Konfrontation mit der Flexibilität des westlichen Lebens zurück. Zum anderen betonen sie ihre regionalen Bindungen als Gegenentwurf zu einer sich global erweiternden Lebenswelt.

Abschließend möchte ich noch einige methodische und thematische Anmerkungen machen und Ausblicke geben.

Aufgrund der Vielzahl der Geschichten war es mir nicht möglich, sie in ihrer ganzen Tiefe darzustellen. Daneben haben sich am Ende der Arbeit einige interessante Aspekte ergeben, die trotz der sehr starken Beforschung des Themas einer weiteren Betrachtung wert sind. Beispielsweise habe ich den Eindruck gewonnen, dass sich die Interviewten in zwei Altersgruppen trennen lassen. Der eine Teil enthält diejenigen, die noch ihre berufliche Ausbildung in der DDR begannen und somit schon eine Position in der Gesellschaft beziehen mussten; der andere umfasst dagegen diejenigen, die ihren beruflichen Weg nach 1990 einschlugen.

Interessant wäre auch ein Habitusvergleich mit der als „sehr anders“ perzipierten Gruppe von gleichaltrigen Westdeutschen, wie sie zum Beispiel im Buch *Generation Golf* von Florian Illies beschrieben wird.

Eine für mich persönlich beeindruckende Erfahrung während dieser Arbeit waren die positiven Reaktionen meiner Gesprächspartner auf mein Interesse an ihren Erlebnissen und Meinungen. Deshalb hätte ich auch gerne einige Zeit später weitere Gespräche geführt, um zu sehen, ob und, gegebenenfalls, wie die Erinnerungen wieder mehr hervortreten. Die DDR-Werte zerfallen, auch eine DDR-Kindheit ist nicht mehr möglich. Die Wende hat das Leben und den Alltag der sechs Interviewten verändert, aber viele Dinge aus ihrem Dasein in einem anderen Land sind in ihnen geblieben und werden es trotz allen Vergessens immer sein.

7 Anhang

7.1 Transkriptionsschlüssel

Vernachlässigt wurden dabei die Intonation, eine genaue Beschreibung des Lachens und Betonungen. Genau wurde stattdessen auf gesprochene Sprache und Lage der Beiträge im Interview eingegangen, da sie nur in bestimmten Interviewphasen auftraten:

Fülllaute (äh, mmh, usw.); Verzögerungen; Wiederholungen Dehnungen (Daaaaanke); Wortabbrüche; Sprechpausen (...); Lachen ((lacht)); Gleichzeitigkeit und Abfolge von Äußerungen (Zeilenschreibweise); I: Interviewerin, X: jeweilige/r Erzähler/in.

7.2 Einzelfallanalyse

Einzelfallanalyse: Anja, Bettina, Enrico, Steffi, Tobias, Mandy

1. Welche Zeiten, Begebenheiten werden im Interview berichtet?

Zeiten: _____

Ereignisse: _____

Geschichten: _____

2. Welche biografischen Einflüsse kommen vor? Welche sozialen Faktoren sind wichtig?

Sozialisationsagenturen: _____

Soziales Umfeld: _____

Besondere biogr. Einflüsse: _____

3. Wie war die Beziehung zur DDR?
- a. Familie: _____
- b. Person selbst: _____
- Ablehnung: a b Zustimmung: a b Gut eingerichtet: a b Widerwillig eingerichtet: a b
4. Wie wurde die Wende erlebt und gestaltet?
- a. Passiv b. Egal
- c. Aktiv: _____
- d. Mediennutzung: _____
5. Welchen Stellenwert hat sie in der heutigen Bewertung? Wie wurde sie bewältigt?
- a. hoher Stellenwert b. geringer c. unwichtig
- Bewältigung: _____
6. Welchen „normalen“ Entscheidungen wurden getroffen? Wie wichtig war dabei die Wende?
- Anfang der Ausbildung Von der Familie weg weitere: _____
- Einfluss der Grenzöffnung, Umstrukturierung, Arbeitslosigkeit, Währung, _____:
7. Welche Reflexion/ Sicht gibt es heute zu?
- a. Zum Leben: _____
- b. Zur Wende: _____
- c. Zur DDR: _____
8. Welches nationale/regionales Identitätskonzept liegt vor?
- National Regional: _____ Ostdeutsch Westdeutsch
- Mischform Keines
9. Welche Zukunftserwartungen bestehen?
- a. Persönlich: _____
- b. Beruflich: _____
- c. Für die Region/ Deutschland: _____
- d. Für Ostdeutschland: _____
10. Welchen Einfluss hat die Migration/Nicht-Migration auf die heutige Lebenssituation? _____

8 Literatur

Ahbe, Thomas (2004): Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2004), B 41-42: S. 12-22.

Alheit, Peter (2004): Einführung. Mentalität und Intergenerationalität. In Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Hg. von Peter Alheit, Kerstin Bast-Haider und Petra Drauschke. Frankfurt/Main: Campus, S. 10-21.

Assmann, Jan (1999): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck.

Bude, Heinz (2003): Qualitative Generationsforschung. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 175-194.

Bulmahn, Thomas (2000): Zur Entwicklung der Lebensqualität im vereinten Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2000), B 40: S. 30-38.

Deutschland Archiv 1989: DDR-Verordnung über Reisen und Ausreisen. Deutschland Archiv. Zeitschrift für Fragen der DDR und der Deutschlandpolitik Heft, 22. Jahrgang, S. 108-112.

Erikson, Erik (2000): Identität und Lebenszyklus. Drei Ausätze. 18. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Erikson, Erik (1977): *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Flick, Uwe (2003): *Design und Prozess qualitativer Forschung*. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 252-265.

Förster, Peter (2003): *Junge Ostdeutsche heute: doppelt enttäuscht. Ergebnisse einer Langzeitstudie zum Mentalitätswandel zwischen 1987 und 2002*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*(2003), B 15: S. 6-17.

Fritze, Lothar (1997): *Die Gegenwart des Vergangenen. Über das Weiterleben der DDR nach ihrem Ende*. Weimar, Köln, Wien: Böhlau Verlag.

Goldbeck, Lutz (1993): *Übersiedlerfamilien aus der DDR. Eine qualitative psychologische Untersuchung zu den Aspekten DDR – Sozialisation, Migration und Familiendynamik*. Dissertation, Freie Universität Berlin. Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I. Ulm/Donaunau: ohne Verlag.

Hall, Stuart (1998): *Introduction. Who needs identity?* In: *Questions of cultural identity*. Hg. von Stuart Hall und Paul du Gay. 3. Aufl. London: Sage Publications, S. 1-17.

Honer, Anne (2003): *Lebensweltanalyse in der Ethnographie*. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 194-204.

Hopf, Christel (2003): *Qualitative Interviews – ein Überblick*. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 349-360.

Judt, Matthias (1998): *Aufstieg und Niedergang der „Trabbi-Wirtschaft“*. In: *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte,*

interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hg. von Matthias Judt. Bundeszentrale für politische Bildung. Berlin: Links Verlag 1998, S. 87-164.

Judt, Matthias (1998): Chronik der SBZ und DDR-Geschichte. In: DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hg. von Matthias Judt. Bundeszentrale für politische Bildung, Berlin: Links Verlag, S. 559-577.

Kowal, Sabine / O'Connell, Daniel C. (2003): Zur Transkription von Gesprächen. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 437-447.

Kraushaar, Tom (2004): Vorwort. In: Die Zonenkinder und Wir. Die Geschichte eines Phänomens. Hg. von Tom Kraushaar. Reinbek: Rowohlt, S. 7-10.

Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt/Main: Campus.
Lemke, Christiane (1991): Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Lindner, Bernd (1998): Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Lüders, Christian (2003): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 384-401.

Mannheim, Karl (1964): Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werke. Hg. von Kurt H. Wolff. Neuwied: Luchterhand.

Neumeyer, Michael (1992): Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens. Kiel: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität. Kiel.

Oerter, Rolf / Eva Dreher (1998): Jugendalter. In: Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Hg. von Rolf Oerter und Leo Montada. 4. Aufl. München, Weinheim: Psychologie Verlags Union, S. 310-395.

Pollack, Detlef (2000): Wirtschaftlicher, sozialer und mentaler Wandel in Ostdeutschland. Eine Bilanz nach zehn Jahren. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2000), B 39-40, S. 23-31.

Rosenthal, Gabriele / Wolfram Fischer-Rosenthal (2003): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 456-468.

Schmidt, Christiane (2003): Analyse von Leitfadeninterviews. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 2. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 447-456.

Schneider, Ilona (1992): Säkularisierung und Rolle der Kirche in der DDR – Biographien von Kindern aus christlichen Familien. In: Jugend 1992. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell Band 3. Die neuen Länder: Rückblick und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 139-158.

Seeger, Astrid / Irene Zierke (1998): Gesellschaft der DDR: Klassen – Schichten – Kollektive. In: DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Bundeszentrale für politische Bildung. Hg. von Matthias Judt. Berlin: Links Verlag, S. 164-224.

Simon, Jana / Frank Rothe / Wiete Andrasch (Hg) (2000): Das Buch der Unterschiede. Warum die Einheit keine ist. Berlin: Aufbau Verlag.

Straub, Jürgen (Hg) (1998): Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I. Frankfurt/ Main: Suhrkamp.

„Verordnung über Reisen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nach dem Ausland“ vom 30. 11. 1988. In: Deutschland Archiv. Zeitschrift für Frage der DDR und der Deutschlandpolitik. 22. Jahrgang 1989. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, S. 108-112.

Vollbrecht, Ralf (1993): Ost – westdeutsche Widersprüche: ostdeutsche Jugendliche nach der Wende und Integrationserfahrungen jugendlicher Übersiedler im Westen. Opladen: Leske + Budrich.

Walther, Peter Th. (1998): Bildung und Wissenschaft. In. DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hg. von Matthias Judt Bundeszentrale für politische Bildung. Berlin: Links Verlag, S. 225-242.

Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München: Beck.

Werz, Nikolaus (2001): Abwanderung aus den neuen Bundesländern von 1989 bis 2000. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2001), B 40, S. 13-21.

Heft 1

Bürgerbewegung und politische Kultur.
Zwischenbilanz einer Regionalstudie über das Neue Forum Rostock.
Lothar Probst (Juni 1991) – vergriffen –

Heft 2

DDR-Literatur und Literaturwissenschaft. Zwei kritische Bilanzen.
Klaus Städtke / Wolfgang Emmerich (Juni 1992) – vergriffen –,
als PDF-Datei abrufbar

Heft 3

Ästhetische Modernisierung in der DDR-Literatur.
Zu Texten Volker Brauns aus den achtziger Jahren.
Wilfried Grauert (November 1992) – vergriffen –,
als PDF-Datei abrufbar

Heft 4

Intellektuellen-Status und intellektuelle Kontroversen
im Kontext der Wiedervereinigung.
Wolfgang Emmerich / Lothar Probst (November 1993, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 5

Interviewliteratur zum Leben in der DDR.
Das narrative Interview als biographisch-soziales Zeugnis zwischen
Wissenschaft und Literatur.
Hans Joachim Schröder (Dezember 1993 – vergriffen –, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 6

Politische Mythen und symbolische Verständigung.
Zwischenergebnisse einer Lokalstudie über die rechtspopulistische DVU in Bremen.
Lothar Probst (Oktober 1994)

Heft 7

Zwischen Verweigerung und Etablierung.
Eigenständige Räume der bildenden Kunst in der DDR der achtziger Jahre.
Frank Eckart (November 1995, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 8

Schkona, Schwedt und Schwarze Pumpe.
Zur DDR-Literatur im Zeitalter der wissenschaftlichen-technischen Revolution (1955-
1971).
Carl Wege (Februar 1996, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 9

Zwei Klassikerinnen der Interviewliteratur:
Sarah Kirsch und Maxie Wander.
Hans Joachim Schröder (Juli 1996, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 10

Wer ist die PDS? Zwei Beiträge zu Programm und Profil einer
postkommunistischen Partei.
Dirk Rochtus, Delf Kröger, Lothar Probst, Jörn Rollfinke, Peter Tänzer (Dezember 1996)

Heft 11

Junge deutsche Dichter über deutsche Dinge nach der Wende 1989.
Cordula Stenger (Dezember 1997, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 12

Sybille – eine Soziobiografie.
Annäherung an jugendliches Leben in Ostdeutschland.
Regina Kröplin (Januar 1998, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 13

Hans Joachim Schädlich. Zwei Studien, ein Gespräch.
Wolfgang Müller (Februar 1999, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 14

Sprachgewand(t). Sprachkritische Schreibweisen in der DDR-Lyrik.
Von Bert Papenfuß-Gorek und
Stefan Döring. Ilona Schäkel (November 1999, als PDF-Datei abrufbar)

Heft 15

Anders sein – echt sein.
Zur Attraktivität des versehrten Körpers in der jungen
deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.
Claudia Wittrock (Oktober 2000, als PDF-Datei abrufbar)

Heft 16

Shoah, Nationalsozialismus und deutsches Leid.
Zur Transformation des Erlebten in Autobiografie und Roman,
in Fotografie und Geschichtsschreibung.
Heinz-Peter Preußner (September 2004 – vergriffen –, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 17

Let me entertain you!
Die Inszenierung der Popliteratur im Literaturbetrieb der Gegenwart.
Konstanze Maria Kendel (Januar 2005, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 18

Der Generationenkonflikt in der deutschen Popliteratur.
Thomas Andre (Februar 2006, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Heft 19

Autorschaft in der digitalen Literatur.
Janine Tuschling (August 2006, abstract als PDF-Datei abrufbar)

Neue Reihe

KWD 20

Jugend zur Wendezeit. Sechs ostdeutsche Lebensläufe
Heike Derwanz (Januar 2008, abstract als PDF-Datei abrufbar)